Die Postmeisterin.

Eine Erzählung aus der neuern Zeit.

Von

Elie Berthet.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Die alte und die neue Madame.

Gewisse Aemter verdienen in Rücksicht auf die Eigenschaften und die Aufopferung, welche sie verlangen, so wie auf die Dienste, deren bescheidener Lohn sie sind, alle Sympathie und alle Achtung. Es sind dies die, welche, indem man sie als Gunstbeweise der Staatsregierung betrachtet, ehemaligen Dienern des Landes oder ihren Familien übertragen werden.

Einige dieser Aemter werden auch Frauen verliehen — obschon dies gegenwärtig nur noch selten vorkommt, und ganz besonders sind dies die Functionen des Postmeisters.

Die Postmeisterin, fast stets Witwe oder Tochter oder nahe Verwandte eines Land- oder Seeoffiziers, oder eines im Dienste des Staates verstorbenen Civilbeamten, hat daher oft bessere Tage gekannt, und ihre amtliche Stellung kann sie zuweilen nicht abhalten, ziemlich peinliche Vergleiche zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit anzustellen.

Nicht als ob ihre Dienstpflichten sehr anstrengend wären — dieselben erfordern mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit als wirkliche geistige Thätigkeit, aber die unausgesetzte Pünktlichkeit, welche sie nothwendig machen,

die wenigen Hilfsquellen, welche zuweilen der obscure Marktflecken darbietet, in welchem sich die Postmeisterin befindet, die Verantwortlichkeit, welche auf einer Frau lastet, die in Sachen der Verwaltung oft unerfahren ist, nöthigen die Postmeisterin, ein zurückgezogenes, sitzendes Leben zu führen, welches Lebensüberdruß und Schwermuth erzeugen kann.

Damit wollen wir aber nicht etwa sagen, daß alle Postmeisterinnen schwermüthig und mit ihrem Schicksale unzufrieden seien — das verhüte Gott! Es gibt bei diesen Damen eben so viel Verschiedenheit des Humors als bei dem übrigen Theile des Menschengeschlechts, und es wäre ganz unrichtig, wenn man ihnen einen gleichförmigen Charakter zuschreiben wollte.

Ferner sind auch glücklicherweise nicht Alle in obscure Marktflecken verbannt, wo sie dem Umgange mit der gebildeten und feinen Welt entsagen müßten; nicht Alle haben den Wohlstand einer glänzenden Vergangenheit zu betrauern; und endlich sind auch keineswegs Alle geneigt, die Uebelstände ihres Amtes von der tragischen Seite aufzufassen.

Einige sogar, stolz auf den Einfluß und das Ansehen, welches dieses Amt ihnen in Oertlichkeiten verschafft, wo sie Niemand über sich sehen, sind wahrhafte Königinnen im Kleinen und würden ihr Bureau nicht für alle Diamanten Brasiliens und alle Pracht einer orientalischen Prinzessin hingeben.

Zu dieser Kategorie von hochangesehenen und zufrie denen Postmeisterinnen gehörte schon seit langer Zeit Ma-

dame Chervis, Postmeisterin in Saint-Martin les Monts in dem Departement der Niederalpen.

Dennoch schien es, als ob dieser Aufenthaltsort gerade nicht sehr viel Beneidenswerthes hätte. Saint-Martin war ganz einfach ein ziemlicher Marktflecken von etwa sechzig Feuerstätten, am Fuße eines jener Gebirgsausläufer gelegen, deren höchster Punkt der Berg Viso ist, und enthielt nur eine kleine Anzahl bürgerlicher Häuser.

Ausgenommen im Sommer, wo durch die Rückkehr der Gebirgsbewohner, die während eines Theiles des Jahres auswandern, und durch die Passage ungeheurer Viehheerden ein wenig Leben in die Gegend kommt, ist es ein ziemlich langweiliger Ort, der sich nur durch seine prachtvolle Lage zwischen dem Gebirge und der Ebene auszeichnet.

In den Augen der Madame Chervis aber, die gegen diese malerischen Schönheiten ziemlich gleichgiltig war, besaß der Ort ganz andere Vorzüge.

Erstens war in dieser Gegend, wo es vollauf Fische, Wild und Zuchtvieh gab, das Leben nicht theuer, und die Postmeisterin konnte sich nicht blos auf behagliche Weise nähren, sondern auch von ihrem bescheidenen Gehalt jedes Jahr noch einige Ersparnisse zurücklegen.

Wenn anderseits in Saint-Martin selbst der Bürgerstand fehlte, so gab es in der Nachbarschaft eine ziemlich große Anzahl von Landhäusern, die während der schönen Jahreszeit von reichen Familien bewohnt wurden, und die Postmeisterin verfehlte nicht, in diesen gastfreien Häusern stets gut aufgenommen zu werden. Drei Lieues in der Runde fand keine Gesellschaft und kein Fest statt, wozu

Madame Chervis nicht eingeladen worden wäre — alle Rücksichten, alle Ehrenbezeigungen waren für sie vorbehalten.

Auch in Saint-Martin selbst erfreute sie sich eines bedeutenden Ansehens. Obschon ein wenig freigeisterisch, stand sie doch mit ihrem Pfarrer in bestem Einvernehmen und war erste Dame und Präsidentin des Wohlthätigkeitsbureaus.

Der Maire von Saint-Martin, ein ehemaliger Viehhändler, machte dem Gemeinderath keinen Vorschlag, ohne vorher Madame Chervis deswegen zu Rathe gezogen zu haben, und nichts ward in dieser erhabenen Versammlung beschlossen, so lange man sich nicht der Zustimmung dieser bureaukratischen Königin versichert hatte.

Der Brigadier der Gendarmerie ging niemals an ihr vorüber, ohne sie auf militärische Weise zu grüßen, und der Steuereinnehmer überhäufte sie bei jeder Gelegenheit mit den galantesten und schmeichelhaftesten Complimenten.

Endlich hatte auch die ganze Bevölkerung von Saint-Martin den Herrn Unterpräfecten, der auf seiner Rundreise in dem Arrondissement ein paar Minuten in dem Marktflecke verweilt hatte, sie höchst freundlich und herablassend seine »liebe Madame Chervis« nennen hören.

Wenn daher des Sonntags die Postmeisterin in einen großen, sogenannten ostindischen Shawl gehüllt und in einem Hute mit umfangreichen schwarzen Federn auf dem Kopfe, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche ging, fand sie die ganze Bevölkerung auf ihrem Wege aufgestellt und ein Wort aus ihrem Munde, ein Blick aus ihrem Auge war

eine Gunst für die Großen und Kleinen unter ihren Administrirten.

Nun aber waren Gründe vorhanden, welche zu dem Glauben berechtigten, daß Madame Chervis nicht von je her der Gegenstand so vieler Huldigungen gewesen sei.

Sie war die Witwe eines Offiziers, welcher, wie sie sagte, den Grad eines Capitäns erlangt hatte, obschon er in der That niemals über den eines Lieutenants hinausgekommen war.

Gewisse Personen, welche gut unterrichtet zu sein vorgaben, versicherten, der selige Chervis habe sich gerade nicht als ein Muster von Ehemann gezeigt. Nachdem er die kleine Mitgift, welche seine Frau ihm, dem Militärgesetze zufolge, hatte zubringen müssen, verthan, schien er sich auch gegen seine Ehehälfte nicht immer recht gut benommen zu haben. Die Postmeisterin selbst ließ, obschon sie in der Regel nur mit tiefer Verehrung und unter schweren Seufzern von ihm sprach, sich zuweilen Geständnisse entschlüpfen, welche eben nicht zu Gunsten der Handlungsweise des Verstorbenen sprachen.

Wie dem aber auch sein mochte, so war Chervis ruhmvoll in Afrika gefallen und seine aller Hilfsmittel entblößte Witwe hatte sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, um eine bescheidene Anstellung bei der Postverwaltung bitten zu müssen.

Nachdem sie allmälig die untergeordneten Stellungen durchgemacht, hatte sie endlich die Postmeisterei von Saint-Martin erhalten, welche sie nun schon seit sechs Jahren bekleidete, und man konnte voraussetzen, daß sie ihre administrative Carrière in diesem Orte, wo sie so viele Vor-

rechte und so viel Autorität erlangt, friedlich beschließen würde.

Aber damit war es dennoch nichts. Zu der Zeit, bis zu welcher diese Erzählung zurückgeht, das heißt im Monate Mai 184*, verbreitete sich plötzlich in Saint-Martin ein unheimliches Gerücht. Die Postmeisterin einer benachbarten Stadt war so eben gestorben und Madame Chervis oder vielmehr »Madame«, wie die Bewohner des Ortes sagten, hatte sich um die erledigte Stelle beworben.

Anfangs wollte man an die Möglichkeit der Thatsuche nicht glauben. Wenn Madame sich zu einem besseren Posten befördert zu sehen wünschte, meinte man, so würde es geschehen, denn die Regierung könne ihr nichts abschlagen. Aber wo könnte sie es besser finden, als in Saint-Martin? Wo würde man sie mehr lieben oder hochachten? Und dann, was sollte aus dem Orte werden, wenn sie nicht mehr da wäre?

Während diese Reden in dem Flecken und in den drei oder vier zu demselben Postbureau gehörenden Dörfern die Runde machten, beschlossen mehrere Freunde von Madame Chervis, sich unmittelbar an sie zu wenden, um die Wahrheit zu erfahren.

Die gute Dame nahm eine discrete Miene an und sagte in geheimnißvollem Tone, es sei noch nichts entschieden, wenn aber die Central-Administration ihr zur Belohnung für ihre langen und ausgezeichneten Dienste Beförderung schuldig zu sein glaube, so sei sie, Madame Chervis, ihrer Pflicht es schuldig, ihren Vorgesetzten nicht ungehorsam zu sein.

Durch diese Antwort wurden, wie man sieht, die

schlimmen Gerüchte mehr bestätigt als widerlegt. Dennoch aber zweifelte man noch, als einige Tage später die betrübende und diesmal positive Nachricht sich verbreitete, daß Madame zur Postmeisterin von D*** ernannt worden, daß sie dahin abgehen, daß eine andere Postmeisterin nach Saint-Martin kommen und unverzüglich hier erscheinen werde.

Obschon man diese Thatsache von den beiden Fußpostboten und der Briefträgerin, welche gleichzeitig die Vertraute der Madame Chervis war, hatte, so glaubten die Ungläubigen doch, noch einmal sich an Madame Chervis selbst wenden zu müssen.

Es war nur zu wahr. Man richtete das Haus schon zur Aufnahme der neuen Postmeisterin ein, und die alte konnte trotz ihrer Zurückhaltung nicht die Freude verbergen, welche diese Veränderung ihr machte, wodurch ihr Gehalt eine Vermehrung von vier- bis fünfhundert Francs jährlich erfuhr.

Es war, als wenn sich an diesem Tage ein schwarzer Schleier über Saint-Martin ausgebreitet hätte. Die Bevölkerung schien von Bestürzung betroffen zu sein. Die beiden Fußpostboten sahen verstört aus, und die Briefträgerin hatte in dem Dorfe keinen Brief abgegeben, der nicht von ihren Thränen benetzt gewesen wäre.

Man sah nach einander in dem Postbureau den Pfarrer, den Maire, die Adjuncten und dann die Damen, kurz Alles ankommen, was aus irgend einem Grunde das Recht zu haben glaubte, sein Bedauern zu erkennen zu geben.

Auf die Klagen und Bitten aller dieser Personen antwortete Madame Chervis in heuchlerischem Tone:

»Ich bin die unterwürfige Dienerin der Administration. Meine guten Freunde von Saint-Martin müssen es machen wie ich, nämlich sich in das fügen, was man einmal nicht verhindern kann. Uebrigens nehmen wir jetzt noch nicht Abschied von einander. Ich bleibe noch drei oder vier Tage hier, um Madame Arnaud, meine Nachfolgerin, einzurichten. Madame Arnaud kommt heute Abend mit einem bejahrten Manne, der ihr Vater oder ihr Verwandter ist, und sie auf der Reise begleitet, hier an. Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame diese Madame Arnaud! Ich kenne sie nicht und weiß nicht, ob sie jung oder alt, groß oder klein, geistreich oder dumm ist; ich weiß auch nicht, woher sie kommt, denn ich habe ihren Namen in dem Staatsadreßkalender niemals gesehen. Sie hat mir aber einen sehr hübschen Brief geschrieben, um mich von ihrer Ankunft zu unterrichten und mich um meine guten Dienste zu bitten, und sie meldet zugleich, daß sie mir alle Möbel, die ich nicht mit nach D*** nehmen will, abkaufen will. Kurz, heute Abend wird Planchet, der Courier, sie uns in dem Depeschenwagen mitbringen, und wir werden erfahren, ob Sie bei diesem Tausch verlieren oder gewinnen — ohne Zweifel wird es ihr keine große Mühe kosten, mich vergessen zu machen.«

Die Anwesenden protestirten, wie man sich leicht denken kann, gegen diese durchaus nicht sehr aufrichtigen Gesinnungen von Bescheidenheit, aber nichtsdestoweniger nahm man die Worte der Madame Chervis mit Begier

auf, denn schon brachte die Neugier einige Abwechslung in den Schmerz.

Man wußte nun doch schon, daß die neue Postmeisterin Madame Arnaud hieß, daß sie hübsche Briefe schrieb, daß sie im Begriff stand anzukommen. Es war dies nicht viel, aber es war immer genug, um die Phantasie der Landbewohner und Landbewohnerinnen zu beschäftigen. Die Liebe zur Neuheit ist ja überall so mächtig.

Während des noch übrigen Tages war man aufmerksam auf die mindesten Umstände, welche bei Madame Chervis zu bemerken waren.

Das Dorf zog sich an einer jener schönen Straßen hin, welche die französischen Alpen dem ersten Kaiserreich verdanken. Da das Haus, in welchem sich das Postbureau befand, ein weißes, sehr sauberes, mit Schiefer gedecktes Haus, ziemlich auf dem Gipfel des Hügels stand, so konnten alle Einwohner aus ihrem Fenster oder von der Schwelle ihrer Thür aus erspähen, was hier vorging.

Auf diese Weise wußte man, daß Madame Chervis in das einzige Wirthshaus von Saint-Martin gegangen war, um hier ein Zimmer für den alten Verwandten zu bestellen, welcher die Reisende begleitete. Eben so wußte man, daß sie ein splendides Mahl für ihre Gäste vorbereitete; zwei Hühner und eine Schüssel Forellen waren schon am Morgen gekauft worden und die Postmeisterin hatte soeben mehreren kleinen Buben einige Sous gegeben, damit sie ihr aus einem benachbarten Bache Krebse holten.

Nur der Herr Maire sollte von allen Bewohnern des Ortes dieser officiellen Mahlzeit beiwohnen, und der würdige Mann hatte, nachdem er Madame Chervis mehrere

Flaschen von dem besten Weine zugesendet, um seinerseits ebenfalls etwas zu dem Schmause beizutragen, schon vier Stunden vor der bestimmten Zeit sein schwarzes Costüm angelegt und sich dabei gefragt, ob er sich bei dieser feierlichen Gelegenheit eigentlich nicht mit seiner Schärpe schmücken sollte.

Die Briefträgerin, welche die Functionen einer solchen mit denen einer geheimen Köchin bei Madame Chervis vereinigte, hatte sich nach Beendigung ihrer täglichen Pflichten beeilt, ihre rothen Augen zu wischen und den Briefkasten abzulegen, um eine weiße Schürze vorzubinden. In ihre Küche zurückgezogen, machte sie einen gewaltigen Lärm mit Töpfen und Pfannen, und ihre Arbeiten verbreiteten in ganz Saint-Martin les Monts einen deliciösen Duft.

Ganz besonders aber zu der Stunde, wo Planchet's Wagen ankommen sollte, schien die allgemeine Aufmerksamkeit aufs lebhafteste erregt zu sein. Die Feldarbeiter waren viel zeitiger als gewöhnlich nach Hause gekommen. Auf der sonst so stillen und einsamen Gasse bildeten sich Gruppen. Es gab kein Dachfenster, an welchem sich nicht ein von Neugier beseeltes Gesicht gezeigt hätte, und die Blicke wendeten sich nicht ab von der staubigen Straße, welche sich oberhalb des Dorfes in die Ferne hinaus schlängelte.

Die Sonne, welche so eben verschwunden war, beleuchtete noch mit fahlpurpurnem Schein die unermeßliche Landschaft, deren Mittelpunkt Saint-Martin war.

Auf der einen Seite sah man die Ebene, das heißt, die fruchtbare Provence mit ihren Feigen- und Olivenbäumen, ihren schönen Ernten, ihren anmuthigen Landhäusern, ihrem reinen Himmel und ihrem lauen Wind.

Auf der andern sah man das Gebirge mit seinen unzähligen Terrassen, wo die Natur mittelst allmäliger Uebergänge von den lachendsten Gemälden zu den ernstesten und majestätischsten Schöpfungen emporstieg.

Die Höhen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Dorfes waren fast weiter nichts als grünende Hügel, welche in der dortigen Gegend „Hirtenberge“ genannt werden.

Hinter diesen schönen, grünen Flächen aber zeigten sich imposantere Gipfel, von steilen Felsen und schwarzen Tannen starrend. Noch höher und noch weiter hin ragten, gleich zackigen Wolken, schneebedeckte, grandiose Kämme empor, von welchen zuweilen ungestüme Winde und furchtbare Stürme herabkamen.

Dieses von dem leichten Nebel des Abends umflorte Bild hatte etwas Ruhiges und Harmonisches, was das Auge ergötzte und in der Seele die süßesten Gefühle erweckte.

Indessen, wie wir schon gesagt haben, die Aufmerksamkeit der guten Bewohner von Saint-Martin richtete sich auf die Stelle, wo die Straße, aus einer tiefen Schlucht herauskommend, von Sims zu Sims und von Abhang zu Abhang die Richtung nach dem Dorfe zu nahm.

Endlich, in dem Augenblicke, wo es auf der geborstenen Glocke der Parochialkirche sieben schlug, zeigte sich ein schwarzer Punkt an dem Eingange des Engpasses, und es dauerte nicht lange, so sah man einen von vier Pferden gezogenen leichten Wagen ganz deutlich auf der grauen Linie der Heerstraße. Das Rollen der Räder und das Knallen der Peitsche konnte man in dieser Entfernung nicht

hören, aber man sah deutlich, daß der Wagen sehr schnell fuhr, und daß er binnen wenigen Minuten in dem Flecken anlangen würde.

Sofort flog der Ruf von Mund zu Mund:

»Da kommt Planchet! — Da kommt die neue Madame!«

Die Hälse streckten sich und einige der neugierigsten Bewohner begannen sich vor der Wohnung der Madame Chervis zu sammeln — einer Wohnung, die sich durch ihren Briefkasten und durch ihr Schild auszeichnete, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: Postmeisterei.

Schon standen die beiden Fußpostboten in ihrer blauen Blouse mit rothen Aufschlägen und in ihrer Wachstuchmütze mit Cocarde wie eine Ehrenwache zu beiden Seiten der Thür. Die Briefträgerin selbst steckte den Kopf zur Küchenthür heraus, obschon ihr Braten anzubrennen drohte. Sämmtliche Gassenbuben des Dorfes, barfüßig und mit schmutzigen Nasen, versammelten sich mit Geschrei und Gelärm um den Ort herum, wo der Wagen Halt machen sollte.

Es dauerte nicht lange, so ließen sich rasselnde Räder und schallende Hufschläge auf dem holprigen Pflaster hören. Der alte Wagen, der seit sechs Jahren zur Beförderung der Depeschen diente, hatte un diesem Tage den raschen Gang einer Postchaise. Planchet, der auf dem Bocke saß, knallte unaufhörlich mit der Peitsche, wie um dadurch die siegreiche Ankunft seiner neuen Gebieterin zu verherrlichen.

Bei diesem wohlbekannten Signal erschien Madame Chervis selbst auf der Schwelle ihrer Thür, wo sie dem eben ankommenden Maire begegnete. Man begrüßte sich

ceremoniös, aber die Complimente waren kurz; man schaute hin; der Augenblick war feierlich.

Madame Chervis war damals fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt und vielleicht niemals hübsch gewesen. Auf alle Fälle bot ihr Gesicht mit dem kupferigen Teint, mit der hervorragenden Nase und den tiefliegenden Augen keine Spur von Schönheit mehr dar. Dafür aber war sie groß und stattlich und bei der gegenwärtigen Gelegenheit besaß ihre Haltung eine noch imposantere Würde als gewöhnlich. Ueber ihrem schwarzseidenen Kleide trug sie den angeblich indischen famosen Shawl, von welchem wir bereits gesprochen haben. Trotz ihres hohen Wuchses hüllte er sie vom Nacken an bis auf die Fersen herab ein, ja sogar noch ein wenig tiefer, denn der Zipfel fegte den Boden.

Dagegen hatte sie es nicht angemessen gefunden, den Federhut aufzusetzen, dessen Berühmtheit der des Kaschemirshawls beinahe gleichkam. Ihre grauen Locken wurden jetzt von einer Gazehaube umrahmt, die wiederum mit so vielen grünen, gelben und scharlachrothen Blumen geschmückt war, als sie deren nur tragen konnte. Es war die Haube, welche sie bei feierlichen Diners aufsetzte.

Auf diese Weise geputzt und drapirt, bewahrte Madame Chervis eine majestätische Unbeweglichkeit, und wenn man sie in dieser pompösen Haltung an der Seite des Herrn Maire mit den beiden uniformirten Fußpostboten daneben sah, war es unmöglich, nicht einen gewissen Grad von Respect zu empfinden, der beinahe an Ehrfurcht streifte.

Wenigstens schien dies das Gefühl der Gassenbuben,

der Bauern in Holzschuhen und der Dirnen mit nackten Armen zu sein, welche die Gallerie bildeten.

Endlich machte der Wagen wie von selbst vor dem Hause Halt. Planchet, ein dicker Mann mit rother Nase, ließ, nachdem er seine Ankunft durch ein letztes Ritornell von Peitschengeknall verkündet, die Zügel auf die Pferde fallen und schickte sich an, von seinem Sitze herabzuspringen. Gleichzeitig beeilten sich die beiden Fußpostboten, die Räder zu hemmen, welche auf diesem abschüssigen Terrain sehr leicht Lust bekommen konnten, trotz dem Gespanne ihren Weg weiter fortzusetzen.

Mit heiserer Stimme, aber in gutgelauntem Tone sagte Planchet zu der Postmeisterin:

»Ach, Madame Chervis, ich habe mich heute Abend ein wenig verspätet. — Sie werden aber die Sache mit der Dame abmachen, die ich Ihnen mitbringe, und die Post wird dabei nichts verlieren, glaube ich.«

Und er näherte sich dem Schlage, um denselben zu öffnen.

Madame Chervis gab keine Antwort. Vielleicht hatte sie die Entschuldigung des Couriers gar nicht einmal gehört. Sie dachte an weiter nichts als an die noch unsichtbare Reisende, und die Neugier machte sie gegen alles Uebrige gleichgiltig.

Planchet's Wagen hatte große Aehnlichkeit mit einem ehemaligen sogenannten Pariser Kukuk. Der hintere Theil war in eine Art Cassette oder Kasten verwandelt worden, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: »Depeschendienst.« Der vordere Theil war eine Art

Coupé, bestimmt, vier Passagiere in einen Raum aufzunehmen, wo schon zwei Personen keinen Platz hatten.

In dieser Abtheilung mußten sich die neue Postmeisterin und ihr Reisebegleiter befinden, da aber wegen des Staubes auf den südlichen Heerstraßen die Vorhänge herabgelassen waren, so konnte man nicht deutlich in das Innere des Räderkastens schauen.

Indessen, als Planchet den Wagenschlag geöffnet hatte, konnte man sehen, daß in der That zwei Personen in dem Wagen saßen — ein Mann von etwa sechzig Jahren, dessen Reisecostüm etwas auffallend Distinguirtes hatte, und eine Dame in Trauer, deren Gesicht durch einen Kreppschleier verhüllt ward.

Der alte Herr stieg mit Hilfe des Conducteurs zuerst aus. Seine Züge waren edel, seine Geberden würdevoll und sanft; ein buntes Band in Form einer Schleife schmückte sein Knopfloch, kurz, man errieth auf den ersten Blick in ihm eine Persönlichkeit, die stets in gewählter Gesellschaft gelebt hatte.

Uebrigens aber ließ er den Neugierigen nicht Zeit, ihn zu beobachten, denn kaum hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, so drehte er sich herum, um der Dame, welche nun ihrerseits ausstieg, die Hand zu bieten.

Alles, was man nun von Madame Arnaud sehen konnte, bewies, daß sie groß und schlank war, daß sie einen allerliebsten Wuchs besaß und daß ihre Bewegungen eine anmuthige Geschmeidigkeit verriethen. Ihr schwarzer Hut aber und ihr Schleier hinderten den Beschauer, sich auch ein Urtheil über ihre Züge zu bilden.

»Na,« dachte Madame Chervis mitleidig, »auf den

Wuchs kommt nichts an. Ich wollte wetten, daß sie alt und häßlich ist.«

Diese Meinung aber sollte sehr bald auf eclatante Weise Lügen gestraft werden. Kaum war die Reisende ausgestiegen, so schlug sie ihren Schleier empor und sah sich mit erstauntem Blicke ringsum.

Niemals war den guten Bewohnern von Saint-Martin ein schöneres und rührenderes Antlitz erschienen.

Madame Arnaud zählte ungefähr fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre, obschon ihre Züge den Ernst und den gereiften Verstand eines vorgerückteren Alters zu verrathen schienen. Schwarzglänzende Flechten umrahmten ihr reizendes, ein wenig bleiches Gesicht, obschon die Gemüthsbewegung in diesem Augenblick ihre Wangen mit einer leichten Röthe überhauchte. Ihr glanzvolles Auge ward durch Lider mit langen Wimpern verschleiert. Kurz, trotz des einfachen schwarzwollenen Kleides, welches die neue Postmeisterin trug, lag in ihrer ganzen Person eine bescheidene Eleganz, eine züchtige Unbefangenheit und dennoch zugleich etwas gewissermaßen Trauriges und Zurückhaltendes, was sofort allgemeine Sympathie erwecken mußte.

Die arme junge Frau schien, als sie auf diese Weise plötzlich in diese gaffende Menge hineinfiel, sehr verlegen zu werden und wußte nicht recht, welche Haltung sie beobachten sollte. Während sie sich schüchtern dem alten Herrn näherte, der ihr als Mentor diente, sagte der Postillon im ehrerbietigsten Tone zu ihr:

»Wir sind nun in Saint-Martin, Frau Postmei-

sterin, und hier steht Madame Chervis, der Maire und die ganze Post, welche Ihnen entgegenkommt.«

Die Reisende richtete den Kopf empor, und während ihr Begleiter beschäftigt war, die Koffer und Packete abladen zu lassen, drehte sie sich nach Madame Chervis herum, in der augenscheinlichen Absicht, sie anzureden.

Madame Chervis war trotz ihrer ein wenig lächerlich schwachen Seiten von Haus aus eine gute Frau und, gerührt durch die Verlegenheit der neuen Postmeisterin, ging sie auf sie zu, ergriff sie bei den Händen und sagte im Tone freundschaftlicher Protection zu ihr:

»Sie sind Madame Arnaud, nicht wahr? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Madame; seien Sie herzlich willkommen in Saint-Martin. Sie erlauben doch? (Und sie küßte sie.) Ja, ich sage Ihnen nochmals: Seien Sie willkommen, obschon Sie noch sehr jung zu sein scheinen, liebe Freundin, und vielleicht noch ein wenig zu unerfahren sind, um die Functionen, zu welchen Sie berufen sind, ihrem ganzen Umfange nach zu versehen.«

Madame Arnaud antwortete mit halber Stimme, sie habe auf die Gefälligkeit der Madame Chervis gerechnet und hoffe, daß dieselbe sie in ihren neuen Pflichten unterrichten werde.

»Und daran haben Sie sehr recht gethan, liebe Kleine; selbst wenn unser Inspector mich nicht positiv beauftragt hätte, Sie in die Geschäfte des Bureaus einzuweihen, würde ich doch nicht verfehlt haben, einer Collegin gefällig zu sein, so viel in meinen Kräften steht. Doch darüber wollen wir ein ander Mal sprechen. Denken wir vor allen Dingen an das Nothwendigste.«

Dann erhob sie die Stimme und sagte in befehlendem Tone:

»Der Dienst vor allem Andern, lieber Planchet. Tragt den Briefbeutel in das Bureau, und sobald ich euren Zettel unterzeichnet habe, werdet Ihr Euch wieder auf den Weg machen. Ihr, Jacquet Dumoulin,« fuhr sie fort, indem sie sich zu einem der Fußpostboten wendete, »Ihr werdet Madame Arnaud's Sachen nehmen und in das Zimmer tragen, in welchem sie schlafen soll. Pierre Fauchaux (der zweite Postbote) wird das andere Gepäck in die Herberge »zum König René« tragen, wo ich ein Zimmer für den Vater unserer neuen —«

»Herr von Bernay ist blos mein Onkel,« antwortete die junge Frau in sanftem Tone, »obschon er für mich die Zärtlichkeit und Hingebung eines Vaters besitzt.«

»Onkel oder Vater, darauf kommt weiter nichts an,« entgegnete die Postmeisterin. »Herr von Bernay, da dies der Name Ihres Verwandten ist, wird mir jedenfalls das Vergnügen machen, ein wenig später unser bescheidenes Diner zu theilen, nicht wahr? Mittlerweile steht ihm frei, nach dem Wirthshause zu gehen und von seinem Zimmer Besitz zu nehmen. Ich hätte gern auch ihm eins in unserem Hause angeboten, aber dieses ist so klein!«

Herr von Bernay fand vielleicht, daß man ein wenig allzufrei über seine Person verfügte, dennoch aber verrieth blos ein leichtes Blinzeln mit dem Auge den Eindruck, welchen die ein wenig despotischen Manieren der Madame Chervis auf ihn äußerten. Er nahm die Einladung an, dankte höflich und nachdem er seiner Nichte leise einige Worte zugeflüstert, folgte er Fauchaux, der sich mit

dem Nachtsack beladen hatte, welcher sein ganzes Gepäck ausmachte.

Mittlerweile schienen die Neugierigen in ihrer Erwartung sich höchlich getäuscht zu fühlen. Sie hatten vielleicht irgend eine ämtliche Feierlichkeit, eine Rede des Herrn Maire, irgend einen dramatischen Vorfall oder was weiß ich sonst erwartet. Dennoch bot die Durchfahrt des Courierwagens durch Saint-Martin nicht mehr Interesse dar als gewöhnlich. Allerdings wußte man nun, daß »die neue Madame« jung und schön war, daß sie ein vornehmes Aussehen hatte, daß sie traurig zu sein schien, aber sie sprach dabei so wenig und so leise! Ueberdies sprach sie auch nur französisch und die Mehrzahl der Umstehenden verstand blos ihren provençalischen Dialect.

Der Maire seinerseits spielte eine ziemlich klägliche Figur. Während Madame Arnaud mit der zeitherigen Postmeisterin sprach, grüßte und verneigte sich der würdige Beamte einmal nach dem andern, ohne daß darauf geachtet ward.

Madame Chervis hielt es selbst für gerathen, diesem öffentlichen Auftritte kurz ein Ende zu machen.

»Kommen Sie, meine Kleine,« sagte sie, indem sie ihre Nachfolgerin beim Arme nahm, »Sie werden der Ruhe bedürfen und es wird Ihnen nicht unangenehm sein, vor dem Diner Ihr Zimmer kennen zu lernen. Ich für meine Person will nun rasch Planchet expediren, denn dieser verwünschte Trunkenbold könnte sich verspäten und würde dann nicht verfehlen, seine Nachlässigkeit im Dienste uns aufzubürden.«

Mit diesen Worten ließ sie Madame Arnaud in das

Haus eintreten, durchschritt eine Art Vorhalle, zu welcher das Publicum Zutritt hatte, dann ein Zimmer, welches gleichzeitig als Salon, Speisezimmer und Bureau diente, und führte ihren Gast endlich in ein bescheiden, beinahe ärmlich möblirtes, aber ungemein sauber gehaltenes Gemach. Die Koffer und andere Gegenstände der Madame Arnaud befanden sich bereits hier.

»Hier werden Sie schlafen, bis ich im großen Zimmer für Sie Platz mache und nach meinem neuen Aufenthaltsorte abreise,« hob Madame Chervis wieder an, »ich habe nichts versäumt, damit Sie sich hier befinden möchten wie eine Prinzessin.«

»Welchen Dank bin ich Ihnen nicht schuldig, meine vortreffliche Dame!« hob die Reisende mit gerührter Miene wieder an, »wenn Sie wüßten —«

»Schon gut, schon gut! ich verlasse Sie jetzt,« unterbrach sie die Postmeisterin. »Planchet erwartet mich.«

Und sie verließ sofort das Zimmer.

Als Madame Arnaud sich allein sah, ließ sie ihren Blick langsam über das einfache, nicht einmal mit Gardinen versehene Bett, über die nackte Diele, über die vor der Zeit schwarz gewordene Commode, über die Strohstühle, über den mit vergoldeten Tassen und rothen Aepfeln, aber sonst weiter nichts geschmückten Camin schweifen.

Nachdem sie diese stumme Musterung beendet hatte, warf sie sich auf einen Sitz, bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing an zu weinen.

Als Madame Chervis sich ihrer Pflichten entledigt, kam sie zurück und fand ihre Nachfolgerin noch ganz in Thränen.

»Sie weinen, liebe Freundin?« sagte sie erstaunt.

Die junge Frau zuckte zusammen und beeilte sich, ihre Thränen zu trocknen.

»Entschuldigen Sie, Madame,« sagte sie mit erstickter Stimme, »Betrachtungen und Erinnerungen, die ich nicht bemeistern kann. Und überdies habe ich seit so kurzer Zeit einen Gatten verloren, der mein Stolz und meine Freude war.«

Madame Chervis nahm nun ihrerseits ebenfalls eine klägliche Miene an.

»Ja, ich kenne das,« sagte sie mit einem ihrer großen Seufzer, »auch ich befand mich nach dem Tode meines armen Chervis lange in dieser Gemüthsverfassung. Man muß sich aber in sein Schicksal zu ergeben wissen, mein Kind. Sie befinden sich hier in einem schönen und guten Orte, der von wackeren Leuten bewohnt wird. Sie haben ein vortreffliches Bureau, und das in D***, welches man mir als Beförderung überträgt, ist vielleicht nicht so gut. In Saint-Martin werden Sie beim Bürger wie beim Bauer hoch angesehen sein, wenn Sie sich darnach zu benehmen wissen. Alles dies ist wohl in Betracht zu ziehen und Sie haben daher keinen Grund, sich dem Kummer allzusehr hinzugeben.«

Diese Gründe waren vielleicht nicht diejenigen, welche eine wesentliche Einwirkung auf die neue Postmeisterin äußern konnten; nichtsdestoweniger wurden die guten Absichten der Tröſterin von Madame Arnuud keineswegs verkannt, denn sie sagte, obschon mit Anstrengung:

»Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre freundlichen Worte. In der That, ich würde unrecht thun, wenn ich

gegen die Vorsehung murrte. Nach dem Schlage, der mich getroffen, ist das ruhige und einsame Leben, welches ich hier führen werde, vielleicht das, was mir am besten zusagt. Ohne Zweifel wird meine Traurigkeit allmälig mehr in den Hintergrund treten, und meine Klagen werden eine mildere Form gewinnen. Wohlan, Madame,« setzte sie hinzu, indem sie sich zwang zu lächeln, »dies ist vorüber. Vergessen Sie diesen Augenblick der Schwäche, der sich hoffentlich nicht erneuern wird. Wenn Sie erlauben, will ich ein wenig Ordnung in meine Toilette bringen, denn ich müßte mich schämen, in diesem staubigen Costüm an Ihrem Tische zu erscheinen. Entschuldigen Sie mich daher noch auf einige Augenblicke. Und dann, ich beschwöre Sie, kein Wort über das, was Sie so eben gesehen, vor Herrn von Vernay, dem vortrefflichen Verwandte, dem würdigen Freund, der mich in seinen Schutz genommen. Er soll mich ruhig und glücklich glauben, obwohl er besser als irgend Jemand weiß, welche Beweggründe ich dazu hätte, weder eines noch das andere zu sein.«

Madame Chervis richtete noch einige ermuthigende Worte an sie und eilte dann, um einen Blick in ihre Küche zu werfen. Als sie durch die Zimmer ging, wo der Herr Maire saß und, das Diner erwartend, mit dem Daumen wirbelte, sagte sie in halb wohlwollendem, halb spottendem Tone zu ihm:

»Diese Kleine ist ein ganz mit Ziererei candirter Engel. Sie sieht mir aus, als hätte sie bis jetzt von weiter nichts als von Blüthenduft, Blumen und Vogelgesang gelebt. Aber, mein Gott, wie wird es dabei mit dem Postdienst bestellt sein?«

Zweites Capitel.

Das Diner der Postmeisterin.

Einige Augenblicke später war die ganze Gesellschaft in dem Bureau der Madame Chervis versammelt.

Dieses Zimmer hatte weiter keine Zierathen als einige Landkarten und Tabellen, die sich auf die speciellen Reglements des Briefpostdienstes bezogen. Das Mobiliar bestand aus einem Secretär von schwarzem Holz, in mit Registern und Zetteln vollgestopften Bretgestellen und einer kleinen eisernen Casse, welche dazu bestimmt war, die Werthgegenstände zu verwahren.

Der leichte Bretverschlag, welcher das Bureau von der Hausthür trennte, war mit einem kleinen Fensterchen versehen, mittelst dessen man mit dem Publicum verkehrte, wenn die Postmeisterin in Ausübung ihrer Function begriffen war, welches aber in anderen Stunden unerbittlich verschlossen gehalten ward.

In dem gegenwärtigen Augenblicke hatte das Bureau jedoch seine so trockene und kalte administrative Haltung verloren, um eine festliche Physiognomie anzunehmen. Bretgestelle und Secretär verschwanden unter Stößen von Tellern und Reihen von Flaschen. In der Mitte des Zimmers war ein viereckiger, massiver, mit einem sehr weißen Tuche bedeckter Tisch mit einer tüchtigen Mahlzeit besetzt, und vier Lichter beleuchteten in Ermanglung von Lampen den Schmaus. Das Silbergeschirr der Madame

Chervis ließ allerdings viel zu wünschen übrig, die Gläser waren nicht von Krystall und die Servietten konnten Stadtbewohnern ein wenig bäurisch vorkommen, im Ganzen genommen aber war das Diner ganz appetitlich, es ward mit Herzlichkeit dargeboten und konnte daher ermüdeten Reisenden durchaus nicht mißfallen.

Dennoch aber ließen weder der Onkel noch die Nichte der trefflichen Mahlzeit volle Gerechtigkeit widerfahren Herr von Bernay, der soeben wieder aus seinem Wirthshaus zurückgekehrt war, hatte weiße Wäsche angelegt und jede Spur der Reise von seiner Person vollständig entfernt.

Madame Arnaud ihrerseits hatte, obschon sie noch dasselbe schwarze Kleid trug, ihren Kreppput gegen ein kleines Tüllhäubchen vertauscht, welches theilweise ihren prachtvollen Haarwuchs sehen ließ, und schien so geputzt zu sein, als es sich mit ihrem Trauercostüm vertrug.

Nichtsdestoweniger aber gaben, wie wir nochmals sagen, weder Onkel noch Nichte den Bitten der Madame Chervis Gehör. Der alte Herr machte, obschon er mit Höflichkeit dankte und den ausgezeichneten Geschmack eines jeden Gerichts lobte, seine Teller nur halb voll und Madame Arnaud rührte, sich mit ihrer Müdigkeit entschuldigend, das, was man ihr vorlegte, kaum an.

Dagegen entwickelten der Maire und Madame Chervis selbst den beruhigendsten Appetit. Jacques Dumoulin, welcher sich die Ehre ausgebeten hatte, bei dieser feierlichen Gelegenheit bedienen zu dürfen, und der sich, beiläufig gesagt, dieser Aufgabe ziemlich schlecht entledigte, war fort-

während beschäftigt, ihre Teller zu wechseln und ihre Gläser zu füllen.

Das Glas des Herrn Maire besonders bewegte sich unaufhörlich von dem Tische nach dem Munde. Man wird sich erinnern, daß der von der Postmeisterin ihren Gästen dargebotene Wein aus dem Keller des ausgezeichneten Beamten herrührte, und dieser hielt es offenbar nicht für nothwendig, bei der Consumtion seines eigenen Gutes mit allzugroßer Discretion zu Werke zu gehen.

Der Onkel und die Nichte aßen nicht blos nicht viel, sondern sprachen auch sehr wenig. Zuweilen affectirte die junge Frau eine gewisse Heiterkeit, die aber, eben deshalb, weil sie erkünstelt war, keinen wohlthuenden Eindruck machen konnte. Herr von Bernay beobachtete sie verstohlen, und eine schmerzliche Eingenommenheit schien auf ihm eben so zu lasten wie auf ihr.

Dennoch aber waren sie stets mit bei der Conversation und hatten stets ein artiges oder freundliches Wort der Entgegnung, wenn man sie direct interpellirte.

Der Herr Maire hatte zwischen dem ersten und zweiten Gange versucht, einige Worte über das schöne Ansehen der bevorstehenden Ernte, über den Preis des Zuchtviehs auf dem letzten Markte und endlich über den Prozeß vorzubringen, den er wegen gewisser Weideplätze mit einer benachbarten Gemeinde führte, aber Madame Chervis hatte ihm sehr bald das Wort abgeschnitten.

Sie war es, welche die Conversation so ziemlich allein führte, und sie war nicht gemeint, diese Herrschaft sich so leicht rauben zu lassen. Ihre Stimme beherrschte daher

alle übrigen, und je weiter das Diner vorrückte, mit desto mehr Wärme und Zungengeläufigkeit drückte sie sich aus.

Sie war eben im Zuge, das Lob ihrer Functionen als Postmeisterin zu preisen — was nebst den Lobreden auf den seligen Chervis eines ihrer Lieblingsthemata war — und fand so viel Vergnügen daran, sich sprechen zu hören, daß sie nicht vernahm, wie die äußere Thür des Hauses sich öffnete.

Beinahe unmittelbar darauf fragte eine schüchterne Stimme durch das Brieffensterchen herein, »ob nicht ein Brief an Jeanne Marsais da sei.«

Madame Chervis unterbrach sich mitten in einer Periode und sagte in zornigem Tone zu dem Postboten:

»Wo habt Ihr die Gedanken, Jacques, daß Ihr die Hausthür nicht zugeriegelt habt? Man wird uns keinen Augenblick Ruhe lassen.«

Dann fragte sie laut und ohne aufzustehen, die unbekannte Person:

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?«

»Ich bin Jeanne Marsais, Madame Chervis,« antwortete die schüchterne Stimme, »und ich wollte fragen, ob die Courierpost von heute Abend keinen Brief an mich mitgebracht hätte.«

»Das weiß ich nicht; die Packete sind noch nicht geöffnet. Habt Ihr denn nicht den Anschlag neben dem Briefkasten gelesen? Von fünf Uhr an ist das Bureau geschlossen — wartet bis morgen.«

»Aber, Madame —«

»Nichts weiter! Kommt morgen wieder, wenn das

Bureau offen sein wird, sofern Ihr nicht lieber die Stunde der Briefausgabe erwarten wollt.«

Und die Postmeisterin legte sich ein Stück Huhn vor. Die unsichtbare Person ließ eine Art Aechzen hören, bestand aber nicht weiter auf ihrem Verlangen, sondern entfernte sich, indem sie sanft die Thür wieder zumachte.

Es trat ein Augenblick verlegenen Schweigens ein. Herr von Bernay und seine Nichte schienen diese administrative Strenge nicht zu billigen. Endlich hob Madame Arnaud wieder an:

»Wer ist denn diese Frau, Madame Chervis?«

»Eine arme Witwe, welcher es viele Mühe kostet, ihre Kinder heranzuziehen, und deren Tochter in Gefahr schwebt, brustkrank zu werden. Der Brief, den sie erwartet, ist von ihrem ältesten Sohne, einem Kaminfeger in Paris, der ihr von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung schickt. In unserer Stellung aber, liebe Freundin, dürfen wir der Stimme des Herzens nicht allzusehr Gehör schenken, denn sonst behielte man keine Zeit zum Essen, Trinken oder Schlafen. Sie können nicht glauben, wie zudringlich die Leute in diesem Orte sind, und der Herr Maire hier wird es bestätigen. Deshalb schließe ich auch meine Thür unerbittlich zu den Stunden, wo das Dienstreglement mich dazu ermächtigt. — Sie werden es ohne Zweifel auch so machen, liebe Kleine, nicht wahr?«

»Ich weiß noch nicht, wie man es macht und wie man es machen muß,« entgegnete die junge Frau lächelnd. »Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich in diesen Geschäften ein großer Neuling bin, und die Functionen

einer Postmeisterin bis diesen Tag noch niemals ausgeübt habe.«

»Wie! Ist es möglich?« rief Madame Chervis, deren Gesicht purpurroth ward, während sie zugleich den Bissen, den sie zum Munde führte, fallen ließ. »Sie treten jetzt erst in den Postdienst und bekommen gleich zum Anfange ein Ausgabebureau wie dieses hier — ein Bureau, welches ohne die Gratificationen seine zwölfhundert Francs einbringt! Sie sind sehr glücklich, oder Sie genießen ungewöhnliche Protection. Was mich betrifft, so mußte ich, ehe ich hierherkam, erst mehrere Jahre in untergeordneten Bureaus mit ganz erbärmlichem Gehalte vegetiren, und wenn ich dann befördert worden bin, so hat der Grund davon darin gelegen, daß mein Inspector mir niemals auch nur den kleinsten Fehler aufzustechen vermocht hat. Indessen, ich will weiter nichts sagen, sondern bemerke blos, daß es Leute gibt, welche ungeheures Glück haben.«

Madame Arnaud schien völlig eingeschüchtert zu sein. Da sie schwieg, so antwortete Herr von Bernay an ihrer Stelle: wenn die Central-Administration Madame Arnaud einige Vorrechte eingeräumt habe, so hätten vielleicht die ausnahmsweise wichtigen Dienste ihres seligen Mannes eine solche Gunst gerechtfertigt.

Diese Erklärung beruhigte aber die alte Postmeisterin keineswegs.

»Dienste?« entgegnete sie, »und welche Dienste hat dieser Herr Arnaud leisten können, welche wichtiger gewesen wären, als die meines armen Chervis? Was war dieser Herr denn? Ein Beamter, ohne Zweifel, und obendrein ein Civilbeamter. Mein Gatte war Capitän, mein

Herr, oder wenigstens stand er im Begriff es zu werden, und er zählte zwanzig Dienstjahre und hatte einen Orden und starb auf dem Felde der Ehre. Was wollen Sie mehr? Und dennoch habe ich mehrere Jahre in armseligen Aufgabebureaus zugebracht, ehe ich nach Saint-Martin kam. Ah! Sie genießen warme Unterstützung, liebe Freundin, und ich möchte die Personen kennen, von welchen Sie auf diese Weise protegirt werden.«

»Dennoch,« antwortete Madame Arnaud mit Bewegung, »habe ich keinen andern Protector als meinen würdigen Onkel hier.«

»Was? Sie stehen in solchem Ansehen bei der Generaldirection?« hob Madame Chervis wieder an, indem sie ihren Blick unverwandt auf den alten Herrn heftete; »dann sollten Sie mich auch ein wenig unterstützen! In der That, Sie wissen von Ihrem Einfluß Gebrauch zu machen!«

»Madame Chervis,« entgegnete Herr von Bernay höflich, »besitzt zu viel Erfahrung und hat ihrer Administration zu viel Dienste geleistet, als daß sie irgend welcher Empfehlungen bedürfte.«

Dieses vielleicht ein wenig ironische Compliment versetzte die Postmeisterin gleichwohl wieder in gute Laune.

»Aha!« sagte sie lachend, »Ihr Einfluß ist erschöpft und Sie haben mir die Pille sehr artig vergoldet. Wohlan, wenn ich es gestehen muß, ich weiß auch in der That recht wohl mein eigenes Interesse wahrzunehmen und mir Gerechtigkeit und Anerkennung zu verschaffen. Einmal — es ist noch nicht lange her — glaubte ich Ursache zu haben, mich über eine Zurücksetzung zu beschweren. Ich schrieb —

keine Antwort. Ich schrieb nicht zum zweiten Male, sondern erbat mir bei meinem Inspector acht Tage Urlaub und begab mich nach Paris. Als ich dort angekommen war, nahm ich mir kaum Zeit, meinen Shawl umzuwerfen, und meinen Federhut aufzusetzen, ließ mir das Hotel der Generaldirection bezeichnen und eilte hin. In einem Salon traf ich hier viele Leute, welche warteten, und ein alter Thürsteher in schwarzem Frack wollte mich wieder fortschicken, aber bei mir kam er damit nicht an. Ich ging nicht von der Stelle und als der Thürsteher hineinging, um Verhaltungsbefehle zu holen, schlüpfte ich hinter ihm in das Cabinet des Herrn Generaldirectors. Allerdings ward über diese Art und Weise meines Verfahrens erst eine Menge hin und her geredet, aber ich war nun einmal da und blieb da, und setzte meine Beschwerden auseinander. Der Herr Generaldirector gab mir Recht und ich eilte nun sofort in die Bureaus, um meine Sache expediren zu lassen. Da hätten Sie sehen sollen, wie ich mit diesen Herren umsprang, welche sich geweigert hatten, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie werden noch lange an die Postmeisterin von Saint-Martin les Monts denken, und der alte Thürsteher auch! — Noch denselben Abend setzte ich mich wieder auf die Post, ohne auch nur einen Blick auf die schöne Stadt Paris, die ich nicht kannte, zu werfen, und drei Tage später war ich wieder hier, wo ich meine Pflichten mit der gewohnten Regelmäßigkeit erfüllte. Sie sehen also, liebes Kind, daß ich nicht schlafe, sondern mir, wenn nöthig, selbst zu helfen weiß. Machen Sie es auch so, und Sie werden sich dabei gar nicht schlecht befinden.«

Um ihrer Rede einen würdigen Schluß zu geben,

stürzte die Postmeisterin ein Glas Rhônewein hinunter. Die Erzählung ihrer Heldenthaten hatte eine kriegerische Röthe auf ihren Wangen hervorgerufen und sie richtete sich auf, wie es wahrscheinlich der alte Chervis gemacht hatte, wenn er eine seiner Schlachten erzählte.

Herr von Bernay wünschte ihr lächelnd Glück zu ihrer Energie und Entschlossenheit, als eine neue Stimme sich hinter dem Schalter erhob und fragte, ob die Courierpost schon eingetroffen sei.

Wüthend drehte sich die Postmeisterin herum.

»Schon wieder!« rief sie; »ist es denn nicht möglich, einen Augenblick lang ungestört zu bleiben? Warum läßt man, meinen Befehlen entgegen, immer wieder Leute herein?«

Dann setzte sie sehr laut und entschlossen hinzu:

»Ich bin nicht da — das Bureau ist geschlossen — kommt morgen wieder.«

Jacques Dumoulin aber, welcher die betreffende Person hereingelassen hatte, näherte sich der strengen Postmeisterin und sagte zu ihr:

»Madame, es ist Herr Charles, der Diener von der Bastide Vialard. Er kommt, um zu fragen, ob keine Journale und Briefe für die Familie von Vaublanc da seien.«

In der That erkannte die Postmeisterin durch den Schalter hindurch einen Livréediener, dessen mit einer breiten Goldtresse besetzte Mütze in dem Halbdunkel funkelte, und plötzlich einen andern Ton anschlagend antwortete sie freundlich:

»Ah, wenn es sich um die Bastide Vialard und die Familie Vaublanc handelt, so ist es etwas Anderes. Wartet, Charles, ich will sogleich nachsehen.«

Sie erhob sich vom Tische, öffnete einen großen Ledersack und nahm mehrere Packete Briefe und Journale heraus, welche sie rasch durchlas.

Herr von Bernay sagte in seinem ein wenig ironischen Tone mit halber Stimme zu ihr:

»Ich dachte, Madame Chervis, Sie ließen sich um Niemandes Willen stören?«

»Ach, gewisse Rücksichten muß man doch nehmen. Ich bin mehrmals in die Bastide Vialard — ein sehr schönes Besitzthum eine Viertelstunde von hier — eingeladen gewesen und von dem Grafen von Vaublanc und seinen Damen stets mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden. Gegen so ehrenwerthe Leute muß man, wie gesagt, gewisse Rücksichten nehmen.«

»Gegen Leute von Ansehen und Bedeutung,« setzte der Maire mit wichtiger Miene hinzu.

Nachdem Madame Chervis einige Augenblicke lang gesucht, kehrte sie an den Schalter zurück.

»Hier,« sagte sie, »ist das »Journal des modes« für die Frau Gräfin, und das »Journal des Demoiselles« für Fräulein Emma. Sie befinden sich doch beide wohl? Macht ihnen mein Compliment, und sagt ihnen, daß ich die Ehre haben werde, ihnen vor meiner Abreise noch einen Besuch zu machen. Hier sind auch noch fünf Briefe für den Herrn Grafen, und — dies wird Alles sein, glaube ich.«

Der Diener versprach den Auftrag auszurichten und in dem Augenblick, wo er sich entfernen wollte, setzte er hinzu:

»Ach, ich hätte beinahe vergessen — seit zwei Tagen befindet sich der Herr Baron von Puysieux, ein Freund des

Herrn Grafen, in der Bastide Vialard. Ist nicht auch vielleicht ein Brief an ihn mitgekommen?«

»Der Herr von Puysieux,« hob die Postmeisterin wieder an, indem sie nochmals eifrig ihre Depeschen durchmusterte, »also ist er wieder da?«

»Puysieux,« murmelte Herr vou Vernay seinerseits, indem er seine Nichte ansah.

Diese antwortete blos durch ein leichtes Lächeln, in welchem sich zugleich eine gewisse Resignation aussprach.

»Es ist sonderbar,« hob Madame Chervis wieder an, »daß der Herr Baron in der Villa angekommen ist, ohne daß ich ihn habe hier vorbeipassieren sehen. Ich habe doch in diesen letzten Tagen Planchet's Passagiere alle genau ins Auge gefaßt, aber nicht die mindeste Spur von Baron unter ihnen gefunden.«

»Er ist auf der unteren Straße nach der Villa gelangt, Madame Chervis, und zwar mittelst einer Postchaise.«

»Einer Postchaise!« wiederholte der Maire.

Zugleich warf er einen Blick gen Himmel, stieß einen Seufzer aus, und stürzte ein Glas von seinem Weine hinunter.

Der Onkel und die Nichte verhielten sich schweigend, gaben aber genau auf Alles Acht.

Endlich fand Madame Chervis in einem ihrer Packete einen großen Brief mit einem Wappen gesiegelt.

»An den Herrn Baron Robert von Puysieux in der Bastide Vialard,« las sie mit Mühe; »nicht wahr, das wird er sein, Charles?«

»Ja wohl, ja wohl, Madame,« entgegnete der

Diener, indem er die Hand ausstreckte, um den Brief in Empfang zu nehmen.

Madame Chervis gab ihm denselben aber noch nicht, sondern drehte ihn mehrmals mit zögernder Miene in der Hand herum und murmelte:

»Hm! Ich würde mich nicht wundern, wenn er ein paar Gramm mehr wöge, als der Tarif besagt. Das ist die Folge von diesen dicken Couverts und den großen Wappensiegeln. Da man ihn aber in Paris, wo er aufgegeben worden, nicht höher taxirt hat, warum sollte ich mich strenger zeigen?«

Sie drückte rasch den Ankunftsstempel auf den Brief und übergab ihn dem Diener, indem sie ihre Complimente an die Damen der Villa wiederholte.

Charles bezahlte das Porto, grüßte und entfernte sich.

Während die Postmeisterin auf diese Weise beschäftigt war, neigte Herr von Vernay sich zu seiner Nichte.

»Robert von Puysieux,« murmelte er. »Es wäre seltsam, wenn er sich in dieser abgelegenen Gegend befände.«

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

»Was kann uns weiter daran liegen?« sagte sie mit Ruhe.

Herr von Vernay wollte einige Worte hinzufügen, als Madame Chervis, die nach dem Fortgange des Dieners ihre Depeschen noch weiter durchgemustert hatte, mit einem dicken Briefe auf grauem Papier herantrat, der auf plumpe Weise gebrochen war, und dessen Adresse beinahe nicht zu entziffern zu sein schien.

»Jacques,« sagte sie zu dem Postboten, »soeben finde ich diesen Brief an Jeanne Marsais. Dieser Brief wird

von dieser unglücklichen Frau ohne Zweifel mit Ungeduld erwartet. Bringet ihr rasch diesen Wisch, ich werde in eurer Abwesenheit die Teller wechseln, wenn es nöthig ist, und — wartet einmal — das arme kranke Kind soll auch seinen Antheil an unserem Schmause haben.«

Sie nahm ein Stück Huhn aus der Schüssel, wickelte es in ein Stück weißes Papier und übergab es Jacques, indem sie hinzusetzte:

»Dies da ist für Suzetten.«

»Wie,« antwortete der Postbote mit etwas rauher Freimüthigkeit, »Sie schicken dieser armen Kranken ein Stück Huhn, wissen Sie aber auch gewiß, daß sie Brod hat? In diesem Hause, sehen Sie, fastet man die ganze Woche und des Sonntags wird nichts gegessen.«

»Nun, dann nehmt einige Rinden aus der Küche mit. Und dann, da man auf Alles bedacht sein muß, wenn es mit Jeanne Marsais so schlimm stehen sollte, wie Ihr sagt, so schießt ihr ein Fünffrancsstück auf die Anweisung vor, welche ohne Zweifel in dem Briefe enthalten ist, und die ich morgen bezahlen werde.«

»Aber, Madame, wenn der Brief nun keine Anweisung enthielte?«

»Nun, dann hat es auch weiter nichts zu sagen! Ich werde Euch euren Vorschuß jedenfalls zurückerstatten,« entgegnete die Postmeisterin zornig. »In der That, Jacques, es scheint mir, als wolltet Ihr Raisonneur werden; ich liebe das durchaus nicht, das wißt Ihr, und Madame Arnaud liebt es ohne Zweifel eben so wenig als ich.«

Ehe sie noch mit ihrem Verweise fertig war, hatte

Dumoulin sich schon auf den Weg gemacht, um der armen Jeanne Marsais ihren Brief zu bringen.

»Ach, Madame,« sagte die neue Directrice mit Bewegung, »Sie sind gut und mitleidig.«

»Na, das weiß ich doch nicht,« sagte Madame Chervis, indem sie wieder an dem Tische Platz nahm, »und wenn ich es wäre, so würde ich mich wohl hüten, es sehen zu lassen. Vergessen Sie nicht, mein Kind, in unserem Amte müssen wir uns hüten, für gut angesehen zu werden, denn dann sehen wir uns fortwährend von einer Menge von Leuten umringt, welche uns zu mißbrauchen suchen. Doch lassen wir dies und beenden wir unser Diner. Meine Güte, wie Sie es nennen, ist die Ursache, daß wir nun kalt essen werden, und Therese, welche in der Küche ist, wäre im Stande, sich mit ihrer Spicknadel zu erstechen, wenn sie diesen Umstand erführe.«

Die Mahlzeit hatte demgemäß ihren weiteren Fortgang, und der Herr Maire und die Postmeisterin bewiesen, daß diese Pause ihren Appetit nur geschärft hatte. Als das Dessert aufgetragen ward, fragte Herr von Bernay, indem er eine gleichgiltige Miene affectirte:

»Erzählen Sie mir doch, Madame Chervis, von jener Familie von Vaublanc, welche in dieser Nachbarschaft wohnt. Es ist mir, als hätte ich früher einmal Jemanden dieses Namens gekannt.«

»Der Graf von Vaublanc, gegenwärtiger Besitzer der Villa oder Bastide Vialard, ist ein reicher Privatmann von guter Familie, der sich mit großen Unternehmungen und Speculationen in Bezug auf das Eisenbahnwesen beschäftigt. Er hat die Villa seit einigen Jahren erworben und

verläßt dieselbe nur selten. Es gibt hier Niemanden, der eine lebhaftere Correspondenz unterhielte. An gewissen Tagen habe ich zehn bis zwölf Briefe für ihn, von allen Dimensionen und aus allen Gegenden. Auch gibt er dem Briefträger allemal ein sehr gutes Neujahrsgeschenk. Er ist der beste Kunde von Jacques Dumoulin, welcher den Bezirk der Villa zu begehen hat?«

»Aber, Madame,« unterbrach sie Herr von Bernay, »wenn der Graf von Vaublanc so sehr mit wichtigen Speculationen beschäftigt ist, wie kommt es, daß er sich hier in den Hintergrund einer Provinz vergräbt«?

»Eben weil ihn sehr wichtige Interessen in dieser Provinz zurückhalten. Erstens hat er einen Antheil an dem Bau eines Tunnels, der zu der Eisenbahn von *** gehört und jetzt eben in Ausführung begriffen ist. Dann spricht man von einer neuen Eisenbahn, welche über die Corniche nach Italien führen soll und deren Linien die Ingenieure eben beschäftigt sind aufzusuchen. Herrn von Vaublanc ist es gelungen, unter den Grundbesitzern des Landes eine Compagnie zu bilden, deren Chef er sein wird, und welche sich bemühen werden, diese Eisenbahn zugeschlagen zu erhalten. Er empfängt daher sehr viele Leute, und man kommt von sehr weiten Ortschaften her, um ihn zu sprechen.. Dieser Zufluß von Besuchern scheint sehr nach dem Geschmacke der Frau Gräfin zu sein, denn sie ist noch jung und ziemlich hübsch und langweilt sich in ihrer prächtigen Wohnung zuweilen beinahe zu Tode. Was Fräulein Emma betrifft, so ist dies eine sehr liebenswürdige Person, nicht stolz, sanft wie ein Engel, obschon vielleicht ein wenig romantisch. Ich werde Sie jedoch mit der

Mutter und Tochter bekannt machen, Madame Arnaud. Sie werden mich begleiten, wenn ich Abschied von ihnen zu nehmen gehe, und ich werde Sie vorstellen. Es ist ein sehr angenehmes Haus, wo man Sie sehr gut empfangen wird.«

»Mit Ihrer Erlaubniß, Madame,« antwortete die junge Frau peremptorisch, »ich werde niemals nach der Ehre streben, dort Zutritt zu finden. Ich gedenke hier in der vollständigsten Zurückgezogenheit zu leben.«

»Aber,« entgegnete Madame Chervis mit Erstaunen, »Sie müssen doch den angesehensten Einwohnern der nächsten Umgegend Ihren Besuch machen.«

»Ich werde den Herrn Maire hier, dessen aufrichtige, schlichte Herzensgüte ich schon kennen gelernt, den Herrn Pfarrer und die zwei oder drei Bürgerfamilien besuchen, welche den Marktflecken Saint-Martin bewohnen. Was dagegen die reicheren Häuser der Umgegend betrifft, so werde ich natürlich den Bewohnern derselben die Dienste leisten, welche sie von mir erwarten können, wünsche aber mich aller näheren Beziehungen zu ihnen zu enthalten.«

»Sie sind sehr stolz und sehr bescheiden, Madame Arnaud,« antwortete Madame Chervis, mit den Augen zwinkernd; »eine Postmeisterin aber kann sich jeder Dame, mag sie sein wer sie wolle, an die Seite stellen. Indeß, Sie werden thun, wie es Ihnen beliebt. Es liegt etwas Gutes in dem Entschlusse, den Sie gefaßt haben, obschon man niemals weiß, wer einem nützen und wer einem schaden kann. Man hat gar so viel Rücksichten zu nehmen.«

Die neue Postmeisterin machte aber eine hartnäckige Ge-

berde, als ob sie über diesen Punkt einen unabänderlichen Beschluß gefaßt hätte. Herr von Bernay fuhr fort:

»Nun, und dieser Baron von Puysieux, Madame Chervis, haben Sie über diesen keine nähere Auskunft zu geben?«

»Von diesem weiß ich sehr wenig, mein Herr. Dennoch hat er schon im vorigen Jahre einige Tage bei Herrn von Vaublanc zugebracht. Er ist einer jener schönen Herren von Paris, welche ebenfalls auf die Eisenbahnen speculiren. Doch warten Sie, ich glaube jetzt mich zu entsinnen, daß schon im vergangenen Sommer seine Aufmerksamkeiten in der Villa Grund zu allerhand Gerede in der Umgegend gegeben hatten. Ja, man sagte sogar, er habe es auf Fräulein Emma's Hand abgesehen.«

»Welche Kühnheit!« murmelte Madame Arnaud.

Sie sprach aber diese Worte so leise, daß ihr Onkel sie blos an der Bewegung ihrer Lippen errathen konnte.

Herr von Bernay hob kaltblütig wieder an:

»Na, ich kenne diesen Herrn von Puysieux eben so wenig als die Personen, deren Gast er in diesem Augenblicke ist. Doch verzeihen Sie, Madame Chervis, meine arme Nichte scheint sehr müde zu sein, und ich selbst empfinde das Bedürfniß nach Ruhe. Erlauben Sie uns daher, uns zu entfernen und Ihnen für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft zu danken.«

Madame Chervis fühlte, obschon sie kaum erst ihren Kaffee geschlürft, daß sie die Reisenden nicht länger aufhalten dürfte. Da die Nacht sehr finster war, so befahl sie Jacques Dumoulin, der sich so eben wieder eingefunden

hatte, eine Laterne zu nehmen und Herrn von Bernay nach dem Wirthshause zu geleiten.

In dem Augenblicke, wo Herr von Bernay sich entfernen wollte, näherte er sich seiner Nichte und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

»Muth, Valerie,« sagte er leise zu ihr. »Ich hoffte, daß Du hier jene Ruhe genießen würdest, welche Dir nach so vielen Leiden so nothwendig ist, und gleichwohl fange ich schon an zu fürchten —«

»Fürchten Sie nichts, mein Onkel,« murmelte Madame Arnaud. »Die Ruhe, deren ich bedarf, werde ich sicherlich in meinem Gewissen finden. Empfangen Sie mittlerweile meinen herzlichen Dank für den Beistand und den Trost, den Sie mir in dieser Krisis gewährt. Gute Nacht denn, und auf Wiedersehen morgen!«

Sie drückte ihm die Hand und lächelte ihn an, dann trat sie mit Madame Chervis, welche die Honneurs ihres Hauses machte, in das Nebenzimmer.

Nach Verlauf eines Augenblicks kam Madame Chervis allein in das Bureau zurück, wo der Herr Maire, den Hut in der Hand, sich zum Fortgehen anschickte.

»Noch einen Augenblick, mein lieber Maire,« sagte sie zu ihm, indem sie sich auf einen Stuhl warf. »Sie werden doch noch ein Gläschen Karthäuser mit mir kosten? Was meinen Sie zu ihrer neuen Postmeisterin?«

»Ach!« rief der Maire mit einem Feuer, welches man von seinem Alter und seinem gewöhnlichen Phlegma nicht erwartet hätte, »sie ist hübsch — hübsch, sehr hübsch!«

»So!« entgegnete Madame Chervis ärgerlich, »so seid Ihr Männer, Ihr sehet weiter nichts als die Schön-

heit. Was mich betrifft, so fürchte ich sehr, daß die Postverwaltung hier eben keine sonderliche Acquisition gemacht hat, und daß Ihre schöne Postmeisterin weiter nichts sein wird, als eine — Affliction.«

»Eine — was sagen Sie?« fragte der Maire, die Augen weit aufreißend.

»Indessen,« setzte Madame Chervis hinzu, indem sie mit zerstreuter Miene die Gläser mit einer durchsichtigen goldenen Flüssigkeit füllte, »ich irre mich vielleicht. Diese Frau scheint sehr gut zu verstehen, wenn es sein muß, Nein zu sagen. — Warten wir die Sache ab.«

Drittes Capitel.

Die Ueberraschungen der Madame Chervis.

Am nächstfolgenden Morgen, zu der Stunde, wo gewöhnlich das Postbureau geöffnet ward, konnte die Bevölkerung von Saint-Martin die beiden Postmeisterinnen, die alte und die neue, die Vergangenheit und die Zukunft, schwesterlich hinter dem Schalter sitzen und gemeinschaftlich an der Abfertigung der Geschäfte arbeiten sehen.

Die Ueberreste des Schmauses vom vorigen Abend waren verschwunden. Das Bureau hatte seinen mürrischen Anstrich wieder gewonnen, dennoch aber drang ein schöner Frühlingssonnenschein zum Fenster herein und warf seine goldenen Strahlen auf das staubige abgenutzte Mobiliar dieses administrativen Heiligthums.

Madame Chervis trug jetzt nicht mehr ihr Staatscostüm, sondern einen alten Morgenrock, der ihren langen hagern

Wuchs und ihre spitzen Schultern hervortreten ließ, und eine Nachthaube, unter welcher hervor ihre Haarwickel sichtbar waren. Die Brille auf der Nase, bewahrte sie ihre majestätische Miene, hatte aber durchaus nichts Anlockendes.

Madame Arnaud dagegen, schon geschnürt, beschuht, und mit dem schönen, sorgfältig über der Stirn glattgestrichenen Haar erschien in ihrem bescheidenen Kleide von schwarzer Wolle noch liebenswürdiger als am Abende vorher.

In anmuthiger Haltung vor einem dicken Folianten sitzend, richtete sie sich jedesmal auf, wo ein Besucher erschien, und ward aufmerksam.

In den Manieren der beiden Postmeisterinnen war derselbe Contrast zu bemerken. Während Madame Chervis, eine von Haus aus ganz gute Frau, jenen kurzen, trockenen, oft gebieterischen Ton der Bureaukraten aller Länder annahm, drückte ihre Collegin sich mit einer Sanftheit und Leutseligkeit aus, die ihr allgemeine Zuneigung gewinnen mußte.

Das Personal der Briefpost von Saint-Martin war der neuen Postmeisterin von Madame Chervis bereits in seiner Gesammtheit ämtlich vorgestellt worden.

Dieses Personal bestand zunächst aus Jacques Dumoulin, den wir schon kennen. Jacques, ein großer stämmiger Bursche von dreißig Jahren, der gut zu sprechen wußte, denn er hatte den Unterricht einer Gemeindeschule genossen, galt für den Liebling des schönen Geschlechts der Umgegend. Er war mit dem Dienste der Ebene beauftragt, welche Madame Chervis den südlichen Bezirk nannte, und die Chronique scandaleuse beschuldigte

Jacques, daß er sich zuweilen auf seinen Dienstgängen verspätete, um mit den hübschen Mädchen zu schwatzen, welche der Zufall ihm unterwegs entgegenführte.

Der »nördliche Bezirk« war dem andern Postboten, Pierre Faucheux, genannt Klumpfuß oder der hinkende Bote, oder auch ganz einfach der Hinkende genannt, vorbehalten.

Faucheux hatte nämlich, wie einer seiner Beinamen verrieth, einen Klumpfuß, was ihn aber nicht abhielt, jeden Tag sechs tüchtige Stunden Weges in dem Gebirge zurückzulegen und sich auf dem einen Beine so unermüdlich zu zeigen wie auf dem andern. Er war klein, untersetzt und der Kopf saß ihm tief zwischen den Schultern. Man begegnete ihm unaufhörlich auf Wegen und auf Stegen mit seinem Sacke um den Hals und seinem Ahornstocke, der mittelst eines Lederriemens an dem Handgelenke befestigt war.

Nicht ohne Grund hatte man Pierre Faucheux im Verdacht einer gewissen Vorliebe für die Flasche, und sein Gesicht war, wenn er von seinen Amtsgängen heimkehrte, oft ein wenig illuminirt. Auch machte man ihm zum Vorwurf, daß er in Bezug auf das Lesen nicht sonderlich gut beschlagen sei und sich oft an den Ersten Besten wendete, um sich eine Adresse lesen zu lassen, die angeblich schlecht geschrieben war.

Indessen, da Faucheux niemals einen erheblichen Fehler begangen, da er gefällig und dienstfertig war, so übersah man diese Mängel sehr gern und brachte sie mitleidig auf Rechnung der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit.

In Saint-Martin les Monts selbst kam übrigens der Titel eines Briefträgers oder vielmehr einer Briefträgerin eigentlich nur Theresen Jacquinet zu, welche in dem Orte unter dem Namen »Therese von der Post« bekannt war. Therese war der erste Adjutant, die rechte Hand, der alter ego der Madame Chervis. Sie unterstützte die Postmeisterin, wie wir gesehen haben, in der Küche eben so gut als in dem Bureau. Demüthig und sanft gegen ihre Herrin, zeigte sie eine determinirte Miene, wenn sie, mit ihrer Briefmappe beladen, die einzige Gasse des Marktfleckens durchschritt. Sie wußte Diejenigen, welche vorlaute Fragen an sie richteten, gebührend zurückzuweisen, und wenn sie von der Administration der Posten sprach, sagte sie wir. Uebrigens war sie thätig, intelligent und von unerschütterlicher Redlichkeit.

Ehe sie als Briefträgerin von Saint-Martin angestellt worden, hatte sie bei einer alten Dame der Umgegend gedient, die sie lesen und schreiben gelehrt und ihr bei ihrem Tode eine kleine Rente hinterlassen hatte. Von dieser hätte Therese im Nothfalle leben können, aber sie war nicht ohne Ehrgeiz und hatte sich durch die Ehre eines öffentlichen Amtes verlocken lassen. Auch hatte sie eine große Anhänglichkeit an Madame Chervis gefaßt und allmälig eine Autorität erlangt, welche nur der ihrer Patronin nachstand.

Therese »von der Post« zählte jetzt sechsundzwanzig Jahre. Sie war ein kleines, feistes Frauenzimmer mit rothem Gesicht und von untersetztem Wuchs. Gewählter gekleidet als die Dorfmädchen, verrieth sie, daß sie einigen Anspruch darauf machte, sich mehr der Mode der Bür-

gerfrauen zu nähern. Unglücklicherweise war ihr Gesicht von den Blattern arg mitgenommen, und ihre viel zu breite Nase trug noch mehr zur Störung der Harmonie in ihren Zügen bei.

Trotz dieser Nachtheile hätte Therese unter den besten Partien der Umgegend die Wahl haben können. Ihre beiden Collegen namentlich hätten ihr gern zärtliche Gefühle eingeflößt. Faucheux, der Klumpfuß, richtete, wenn er durch einen gewissen Grad von Trunkenheit kühn gemacht worden, bedeutsame Seufzer an sie, und der schöne Jacques schoß bei jeder Gelegenheit die mörderischen Pfeile seiner Blicke auf sie ab. Bis jetzt aber war die stolze Atalante der Briefpost gegen die Blicke des Einen eben so gleichgiltig geblieben wie gegen die Seufzer des Andern, und nichts hatte sie vermocht, aus ihrer verächtlichen Zurückhaltung herauszutreten.

Als man sie der neuen Postmeisterin, die sie am Abend vorher nur vorübergehend gesehen, am Morgen vorgestellt hatte, schickte sie sich an, ihren täglichen Rundgang durch das Dorf zu machen.

Sie trug eine sehr weiße frischgestärkte Haube, ein etwas kurzes Kattunkleid, welches baumwollene gestrickte Strümpfe und dicke schwere Schuhe sehen ließ.

Als Madame Chervis mit großem Wohlgefallen eine Lobrede auf die verschiedenen Talente und guten Eigenschaften der Briefträgerin hielt, schlug diese anfangs die Augen bescheiden zu Boden. Ermuthigt jedoch durch die wohlwollende Miene ihrer neuen Herrin, richtete sie sie allmälig wieder empor und hielt es als geschicktes Frauen-

zimmer für nothwendig, unverweilt den Grund zu ihrer künftigen Wichtigkeit zu legen.

Sie riskirte es daher, zu sagen, sie kenne die Bureaugeschäfte sehr genau, wie die gute Madame Chervis selbst bezeugen werde, und wenn nöthig, werde sie gerne bereit sein, Madame Arnaud in den Dienst einrichten zu helfen.

Madame Arnaud lächelte, dennoch antwortete sie mit einer gewissen Festigkeit:

»Ich werde vielleicht einiger Auskunft über die Umgegend bedürfen. Was das Uebrige betrifft, Therese, so glaube ich, es wird besser sein, wenn wir uns beide innerhalb der uns angewiesenen Schranken bewegen.«

Therese ließ sich dies gesagt sein. Sie machte einen Knix, beeilte sich ihre Briefmappe zu nehmen, und verließ das Bureau, während Madame Chervis ihre Nachfolgerin von der Seite ansah und murmelte:

»Hm, sie besitzt Energie! — Ich glaube es wird sich mit ihr machen.«

In der That war Madame Arnaud über ihre Dienstpflichten weit besser unterrichtet, als es am Abend vorher geschienen hatte. Wenn ihr auch die Erfahrung mangelte, so kannte sie doch die Theorie dieses Zweiges der Administration vollkommen, und in einer einstündigen Conversation mit Madame Chervis hatte der allerdings eben nicht sehr complicirte Mechanismus ihres Dienstes keine Geheimnisse mehr für sie.

Die alte Postmeisterin konnte sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen und ihre Augen funkelten hinter ihrer großen Brille.

Als Herr von Bernay eintrat, rief sie im Tone der Bewunderung:

»Ach, mein Herr, es ist unbegreiflich! Ich hielt diese junge Dame für einen so großen Neuling im Postdienst, und sie kennt die Führung der Register, die Taxe der Briefe, der Journale und der Bücher aufs genaueste. Man sollte meinen, sie habe in ihrem ganzen Leben gar nichts Anderes getrieben. Nun traue einer noch den kleinen weißen Händen und der unschuldigen Miene! — Ich glaubte, Madame Arnaud würde wenigstens drei Monate Lehrzeit gebrauchen, aber nun werde ich in drei Tagen abreisen.«

»Und ich schon morgen Früh,« sagte Herr von Bernay. »Valerie weiß, welche dringenden Geschäfte meine Anwesenheit in Paris nothwendig machen.«

Da diese Mittheilung den Augen der Madame Arnaud eine Thräne entlockte, so fuhr er, um der Aufmerksamkeit eine andere Richtung zu geben, fort:

»Meine Nichte hat bereits die sehr speciellen Rathschläge und Unterweisungen eines Ihrer ausgezeichnetsten Chefs genossen. Uebrigens vertrat sie früher die Stellung eines Geheimschreibers bei ihrem Gatten, der ein ausgezeichneter Beamter und ein Administrator ersten Ranges war.«

»Aber ums Himmels willen, was war ihr Mann denn?« fragte Madame Chervis, auf das äußerste getrieben.

»Ein Civilbeamter,« entgegnete der alte Herr boshaft.

Vielleicht stand die würdige Dame im Begriff, die Frage so zu stellen, daß jede ausweichende Antwort da-

durch unmöglich gemacht worden wäre, der Eintritt zweier Frauen aber rief sie zu ihren Functionen zurück.

Es waren Jeanne Marsais und ihre Tochter. Jeanne, eine arme Bäuerin von ungefähr vierzig Jahren und schon lange durch Entbehrungen und harte Arbeit niedergebeugt, war mit Lumpen bedeckt und ging in bloßen Füßen. Suzette, die etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre zählen konnte, aber aussah, als zählte sie kaum zwölf, war weit besser gekleidet. Sie hatte Schuhe und trug ein allerdings abgetragenes Kleid, dessen Farbe sehr problematisch geworden, aber von außerordentlicher Sauberkeit. Ihr an mehreren Stellen durchlöcherter Hut von grobem Stroh umrahmte ein zwar nicht schönes, aber sehr sanftes Gesicht, dessen krankhafte Blässe Theilnahme und Mitleid erregte.

Das junge Mädchen hatte die Mutter nach der Post begleiten wollen. Obschon der Weg nicht weit war, so mußte sie sich doch gleich nach der Ankunft auf eine Bank setzen und ließ einen trockenen Husten hören, der nichts Gutes bedeutete.

Jeanne Marsais näherte sich dem Fensterchen oder Schalter, indem sie ein kleines rothes Papier in der Hand hielt, welches sie der Postmeisterin übergab.

»Madame Chervis,« sagte sie, »hier ist wieder eine Anweisung von meinem armen Noël. Der wackere Junge liebt, wie Sie sehen, seine Mutter und S. wester immer noch! Ich danke Ihnen, daß Sie mir noch gestern Abend den Brief geschickt haben, welcher diese Anweisung enthielt; obschon Sie mich sehr unfreundlich fortschickten, so war ich doch nicht zu Bett gegangen, denn ich war überzeugt, daß, wenn ein Brief für mich da wäre, Sie mir ihn

noch während des Abends zuschicken würden — Sie sind so gut!«

»Ich bin nicht gut und ich will nicht, daß man es sage — indessen, was kommt jetzt weiter darauf an? Laßt eure Anweisung sehen, Jeanne; sie lautet auf fünfzehn Francs wie gewöhnlich, nicht wahr?«

»Ja, Madame; Noël läßt sein Blut für uns. Von diesem Gelde gehen aber die fünf Francs ab, welche Herr Jacques mir gestern Abend in Ihrem Namen vorgeschossen, indem er mir zugleich ein Huhn und ein Brod überbrachte. — Man kann sagen, Madame Chervis, daß niemals Lebensmittel und Geld zu gelegenerer Zeit gekommen sind. Es gab bei uns auch gar nichts mehr zu essen, und Suzette hatte sich eben zu Bett gelegt, ohne etwas Anderes genossen zu haben als die Tasse Milch, welche eine Nachbarin uns auf Credit gibt.«

»Und Du, Mutter, Du hattest nicht einmal Milch zum Abendbrod,« sagte Suzette hustend.

»O, ich mache mir weiter nichts daraus. — Durch Ihre Güte, Madame, konnten wir aber noch eine gute Mahlzeit genießen, ehe wir einschliefen, und Suzette hat die Nacht nicht allzu schlimm zugebracht.«

Die Zuhörer waren tief bewegt, obschon die Bäuerin alles dies in ganz einfachem, natürlichem Tone sagte, wie eine Frau, die schon seit langer Zeit an Elend und Hunger gewöhnt ist.

»Wohlan, Jeanne,« hob Madame Chervis wieder an, indem sie sich bemühte, ihrer ein wenig wankend gewordenen Stimme wieder Festigkeit zu geben, »hier sind eure fünfzehn Francs. Was die Euch durch Jacques in

meinem Namen vorgeschossenen fünf Francs betrifft, so wollen wir im Monat August davon sprechen, wenn Ihr mit Suzetten unten in der Ebene Aehren gelesen haben werdet.«

»Ach, dieses Jahr wird meine Mutter allein Aehren lesen gehen,« murmelte das junge Mädchen.

Zum Glücke hatte Jeanne diese Bemerkung nicht gehört.

»Und Sie wollen nicht, daß man sage, Sie seien gut,« hob sie, mit Thränen in den Augen zu Madame Chervis gewendet, wieder an. »Ist es denn aber wahr, daß Sie fortgehen? Das wäre ein harter Verlust für unsern Ort, ganz besonders für uns. Sie begegnen den Leuten vielleicht ein wenig rauh, wenn man Ihnen nicht zur gelegenen Zeit kommt, aber dann wissen Sie Alles so schön wieder gut zu machen!«

»Nun, seid Ihr bald fertig, Jeanne?« unterbrach sie Madame Chervis mit einem gewissen Grad von Zorn, denn sie fühlte sich gerührt und fürchtete ihren postmeisterlichen Ernst zu verlieren. »Was ist das für eine Menge Geschwätz wegen einer Kleinigkeit! — Nehmt euer Geld, sage ich, und da Ihr nicht schreiben könnt, so will ich die Anweisung in eurem Namen quittiren. Allerdings muß ich Saint-Martin nächstens verlassen. Hier aber ist die Dame, welche meine Nachfolgerin sein wird, und ohne Zweifel werdet Ihr bei dieser Veränderung nicht allzuviel verlieren.«

»Ich werde Sie nicht vergessen machen können, Madame Chervis, und ich werde es auch nicht versuchen,« antwortete Madame Arnaud; »wenn aber Jeanne Marsais

und ihre Tochter meiner Dienste bedürfen, so müssen sie mit Vertrauen zu mir kommen, so wie sie zu Ihnen gekommen sind.«

Die freundliche Miene und der zum Herzen dringende Ton der neuen Postmeisterin schienen die arme Frau ein wenig zu beruhigen, und sie stammelte einige schüchterne Worte des Dankes.

Madame Chervis, die seit einigen Augenblicken auf das noch ferne Geräusch eines Wagens horchte, rief plötzlich:

»Da kommt die Morgenpost! — Es ist Planchet auf dem Rückwege — ohne Zweifel werden wir nun viel Arbeit bekommen.«

Jeanne Marsais beeilte sich, das Geld zusammenzuraffen, welches sie in einen Zipfel ihres zerrissenen Taschentuches band, und wollte sich eben mit ihrer Tochter entfernen, als Herr von Bernay sich dem Schalter näherte und leise zu ihr sagte:

»He, gute Frau, vergeßt nicht, mich im Laufe des heutigen Tages im Wirthshause »zum Könige Réné« zu besuchen. Ihr werdet Grund haben, es nicht zu bereuen.«

Jeanne wollte höchst überrascht nach der Ursache dieser Einladung fragen, in diesem Augenblicke aber machte der Postwagen vor der Thür Halt.

Die Bäuerin, welche fürchtete, in dem Bureau Störung zu verursachen, gab durch eine Geberde ihre Zustimmung zu erkennen, dann faßte sie Suzetten am Arme, und Beide ergriffen die Flucht.

In demselben Augenblicke trat Planchet ein, mit einem Packet Briefe und seinem Fahrzettel in der Hand.

»Was gibt's Neues, Planchet?« fragte ihn Madame Chervis. »Habt Ihr etwas für mich?«

»Hier,« antwortete der Postillon, indem er das Packet auf den Tisch warf. »Ein einziger Passagier im Wagen.«

»Dieser Passagier fährt ohne Zweifel weiter mit, bis zur Stadt?«

»Nein, Madame, er bleibt hier.«

»Ein Passagier für Saint-Martin? Das ist etwas Seltenes. Kennt Ihr ihn, Planchet?«

»Ja wohl, ja wohl, und Sie kennen ihn auch. Ach, was wollte ich denn sagen?«

Ein Mann von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in elegantem Reisecostüm war soeben mit einer leichten Reisetasche in der Hand in das Bureau getreten. Seine Züge waren angenehm, ganz besonders auffällig aber war die Distinction seiner Manieren und die Freimüthigkeit und Offenheit, welche auf seinem Gesichte geschrieben standen.

Madame Chervis empfing ihn mit ihrem freundlichsten Lächeln.

»Ach, Herr Gerard,« rief sie, »welcher gute Wind führt denn einen Ingenieur der Brücken und Chausseen in diesen Theil des Departements? Handelt es sich abermals darum, einen unserer Berge zu durchstechen oder einen unserer Flüsse, die sehr ungelehrig sind, zur Raison zu bringen?«

»Nichts von all' diesem, Madame Chervis,« entgegnete Gerard freundlich. »Ich verweile hier blos einen Augenblick, das heißt so lange, bis ich einen Buben gefun-

den haben werde, der meine Reisetasche nach der Bastide Vialard trägt, wo ich einige Tage zubringen werde. Ich habe eine dringende Einladung vom Grafen erhalten und beeile mich, derselben zu folgen.«

»Ja, ja,« sagte die Postmeisterin mit boshaftem Lächeln, »wir wissen, daß es in der Villa einen Magnet gibt, der Sie anzieht. Gott gebe nur, daß sich dort nicht auch ein anderer befindet, der Sie abstößt. Wohlan, mein Herr Ingenieur, da Sie so große Eile haben, so will ich Ihnen den Neffen des Postboten Faucheux mitgeben, ein wackerer Knabe, der Ihre Reisetasche mit aller wünschenswerthen Schnelligkeit befördern wird.«

Sie sagte ein Wort zu Theresen, die soeben ihre Runde durch das Dorf beendet hatte und sich sofort wieder entfernte, um den Knaben zu holen.

Gerard wechselte noch einige freundliche Worte mit der Postmeisterin, schien aber keine Ruhe zu haben, und nachdem er seine Tasche Madame Chervis übergeben, damit diese sie ihm so bald als möglich nachschicke, wollte er sich entfernen.

Während er Abschied nahm, blieb er plötzlich mit offenem Munde stehen und heftete die Augen unverwandt auf Madame Arnaud, welche sehr aufmerksam die Register der Briefpost zu studiren schien.

»Mein Gott, Madame,« sagte er, indem er rasch seine Wachstuchmütze zog, »täusche ich mich nicht? Habe ich nicht die Ehre, mit der Frau Marquise von —«

Er stockte.

Herr von Bernay schien unruhig zu werden, die junge

Frau aber richtete auf Gerard einen klaren, kalten Blick der Verwunderung, der ihn aus der Fassung brachte.

»Entschuldigen Sie, Madame, ich glaube in der That, daß ich mich irre,« stammelte er, indem er ein wenig erröthete.

Madame Chervis war ihrerseits sehr aufmerksam geworden.

»Wie, mein lieber Herr Gerard?« fragte sie neugierig, »kennen Sie Madame Arnaud, die Postmeisterin, welche mir in dem Bureau von Saint-Martin nachfolgt?«

»Madame Arnaud!« wiederholte der Ingenieur ein wenig verlegen. »Ich habe mich geirrt. Madame Arnaud hat aber eine frappante Aehnlichkeit mit einer schönen und edlen Dame, welche vor einigen Jahren die Bewunderung der ganzen Provinz war, und deren Gatte, ein Mann von Geist und Intelligenz, die Güte gehabt hatte, mein erstes Debut in der Administrativ-Carriere zu ermuthigen.«

»Und wo sind Sie dieser Dame begegnet, Herr Gerard?«

»In den Salons der Präfectur von X***, in der Bretagne, und man rühmte damals mit Recht die Schönheit, die Anmuth und die Vorzüge der Dame, von welcher ich spreche. Wie Sie sehen,« setzte er, sich verneigend, hinzu, »kann mein Irrthum für die Frau Postmeisterin durchaus nichts Beleidigendes haben.«

Valerie — da dies der Vorname der Madame Arnaud war — machte eine Kopfbewegung, um für das Compliment zu danken, sprach aber kein Wort.

»Wohlan, leben Sie wohl, meine Damen,« hob der

Ingenieur mit Lebhaftigkeit wieder an. »Ohne Zweifel, Madame Chervis, werde ich das Vergnügen haben, Sie noch hier zu finden, wenn ich in einigen Tagen wieder hier vorbeikomme, um in die Stadt zurückzukehren.«

»Dies ist wahrscheinlich, und dann werden wir weiterplaudern. Mittlerweile werden Ihre Effecten eben so schnell in der Villa sein als Sie. — Empfehlen Sie mich den Damen von Vaublanc, wenn ich bitten darf.«

Gerard verneigte sich abermals und als ob der zuletzt genannte Name seine Ungeduld verdoppelt hätte, rannte er beinahe davon.

Herr von Vernay schien nun freier aufzuathmen und seine Nichte lächelte fast unbemerkbar, ohne die Augen von ihrem Register zu erheben.

»Der arme junge Mann!« sagte Madame Chervis mit Theilnahme. »Er geht sehr freudig und hoffnungsvoll, und Gott weiß, was er in der Bastide finden wird. Er ist ganz wahnsinnig in Fräulein Emma von Vaublanc verliebt und vielleicht empfand die Kleine anfangs auch keine Abneigung gegen ihn. Das ganze Vermögen des Herrn Gerard besteht aber in seiner Anstellung als Ingenieur, während Fräulein von Vaublanc eine sehr bedeutende Aussteuer mitbekommen wird. Und dann wird er dort diesem Baron von Puysieux begegnen, der, wie man sagt, stolz und rücksichtslos ist und selbst Absichten auf Emma's Hand hat. — Ja, vielleicht wird der wackere junge Mann nicht so zufrieden zurückkommen, wie er hingegangen ist.«

»Wäre es nicht auch möglich,« hob Herr von Vernay an, »daß dieser Graf von Vaublanc des jungen Mannes wegen seiner Eisenbahn-Combinationen bedürfte? Nach

meiner Meinung ist der Abstand zwischen der Tochter eines Speculanten — dem Concessionär einer Eisenbahn — und einem jungen Ingenieur nicht so sehr groß.«

»Sehr wahr, sehr wahr, aber dennoch habe ich meine Vermuthungen. Indessen, wir werden ja sehen — in der That aber, Madame Arnaud,« fuhr die Postmeisterin fort, »sollten Sie vielleicht einmal in dem Departement gewesen sein, wo Herr Gerard eine Dame, die Ihnen ähnlich sieht, gekannt hat?«

»Das ist möglich — wir sind zur Zeit meines Gemals viel gereist.«

»Ah, Sie reisten! Dann muß der selige Herr Arnaud beim Zollwesen, oder beim Brücken- und Straßenbau, oder auch vielleicht bei der Tabaksregie angestellt gewesen sein.«

Wie man sieht, war die Wißbegierde der Madame Chervis sehr hartnäckig. Zum Unglück für sie unterbrach eine Person, welche in das Bureau trat, auch diesmal dieses Verhör, und die Postmeisterin hatte fast während des noch übrigen Tages keine Gelegenheit, neue Fragen an ihre Collegin zu richten.

Gegen Abend kam ein Wagen an, der mit den der Madame Arnaud gehörigen Mobilien beladen war. Sie waren bestimmt, die zu ersetzen, welche die alte Postmeisterin mitnehmen würde.

Mit Hilfe der beiden Postboten und des Fuhrmannes wurden sie bald an Ort und Stelle gebracht.

Dieses sehr einfache Mobiliar enthielt nichts, was nicht streng nothwendig war, aber es war neu, durchweg von Acajouholz, und Madame Chervis schien ganz geblendet

von diesem Glanz, obschon gewisse Portiers in Paris zuweilen einen noch weit größeren in ihren aristokratischen Logen entwickeln.

Die gute Frau betrachtete Alles und betastete Alles und gerieth über Alles in Ekstase. Als eine kleine Pendule von vergoldeter Bronze und dazu passende Leuchter auf dem hölzernen Sims des Camines standen, als ein Teppich von glänzenden Farben die Diele des Schlafzimmers bedeckte, konnte sie einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken und war fest überzeugt, daß ihre Nachfolgerin eine verkleidete Prinzessin sei.

Gern hätte sie auch den Inhalt von zwei oder drei Koffern, die mit Sachen vollgepackt zu sein schienen, ganz besonders aber einer flachen Kiste von dünnen Tannenbrettern untersucht, die ein sehr großes Porträt enthalten mußte. Man fand es jedoch nicht gerathen, diese Behältnisse in ihrer Gegenwart zu öffnen, und sie wagte nicht es vorzuschlagen.

Ein anderer Umstand trieb ihre glühende Neugier sehr bald auf's Aeußerste. Während Valerie sich mit ihrer Einrichtung in dem Nebengemache beschäftigte, sah Madame Chervis die arme Bäuerin Jeanne Marsais, diesmal allein, aber ganz aufgeregt und vor Freude zitternd, eintreten.

Jeanne theilte ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, als sie sich der Aufforderung des »Herrn der neuen Madame« zufolge in dem Wirthshause eingefunden, habe der Herr ihr vierzig Francs in zwei schönen Goldstücken geschenkt, um ihre Tochter Suzette besser als seither

pflegen zu können, und ihr zugleich versprochen, von Zeit zu Zeit eine gleiche Unterstützung zu schicken.

»Begreifen Sie das, Madame Chervis?« fragte Jeanne. »Das ist ein Engel des guten Gottes! Sie wissen, was Herr Regnier, der Arzt, sagte: Meine arme Suzette sei nicht unwiederruflich verloren. Mit gutem Wein und guter Nahrung könnte man sie noch herstellen, und Dank diesem vortrefflichen Herrn werde ich künftig der lieben Kleinen alles das geben können. Ach, wenn ich ihm das Leben meiner Tochter zu verdanken hätte, ich würde ihm die Füße küssen.«

Madame Chervis wünschte der armen Mutter Glück zu diesem Funde und schickte sie fort, indem sie ihr einschärfte, die Sache geheim zu halten, da der Wohlthäter einmal nicht wünsche, daß seine Wohlthat bekannt würde.

Als sie allein war, empfand sie eine förmliche Angst.

»Aber bei allen Heiligen des Paradieses,« sagte sie, indem sie sich mit beiden Händen an den Kopf faßte, »wer können diese Leute sein? Dieser alte Herr hat das Aussehen eines bescheidenen Bürgers und gibt auf einmal vierzig Francs dieser Jeanne, indem er ihr zugleich sagt, daß er ihr künftig noch mehr dergleichen Almosen zugehen lassen werde. Auch Planchet, den Postboten, Theresen, die an so etwas gar nicht gewöhnt sind, hat er ungeheure Trinkgelder gegeben. Seine Nichte dagegen hat trotz ihres schlichten schwarzen Kleides das Ansehen einer wirklichen Herzogin. Sie wandelt auf Teppichen, wohnt in Acajou und kommt hierher, um sich hier zu vergraben und zwölfhundert Francs zu verdienen, indem sie vom Morgen bis

zum Abend arbeitet. Das ist unbegreiflich. Ich gäbe einen dreimonatlichen Gehalt darum, wenn ich die Lösung dieses Räthsels wüßte. Herr Gerard scheint etwas zu wissen, ich werde ihm, wenn er wieder vorbeikommt, auflauern, und mich bemühen, ihm die Wahrheit zu entlocken, bis dahin aber — Wohlan, müßte ich auch den ganzen Staatskalender, von dem Minister an bis zum letzten Feldhüter, durchlesen, so will ich entdecken, wer dieser Herr Arnaud war, wer dieser Herr von Bernay ist, und wer diese so versteckte, geheimnißvolle, kleine Dame ist. Mich soll man nicht hinter's Licht führen!«

In der That brachte sie einen Theil des Abends damit zu, daß sie endlos lange Listen von Namen und öffentlichen Aemtern durchlas; aber sie erfuhr nichts, legte sich ärgerlich zu Bett und konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Viertes Capitel.

Die Abreise.

Man weiß, daß am nächstfolgenden Tage früh Herr von Bernay in Planchet's Wagen Platz nehmen wollte, um nach der benachbarten Stadt zurückzukehren und von hier aus seine Reise nach Paris weiter fortzusetzen. Kurz vor der Ankunft des Postwagens begab sich der Onkel in das Postbureau, in Begleitung einer Magd aus dem Wirthshause, die sein Gepäck trug.

Als Madame Arnaud ihn erblickte, fing sie heftig an zu weinen, und der alte Mann schien trotz seiner Herrschaft über sich selbst kaum weniger bewegt zu sein.

Valeriens Kummer verdoppelte sich, als der alte, schwerfällige Wagen vor der Thür anlangte, und Madame Chervis gab, gerührt von der Betrübniß ihrer Collegin, ihr ein Mittel an die Hand, um noch einige Augenblicke bei diesem geliebten Verwandten zuzubringen.

Die Straße bildete, wie wir wissen, von dem Flecken Saint-Martin bis zu der Schlucht, die in das Gebirge hineinführte, einen sehr steilen Abhang, und der Wagen konnte diesen Abhang nur im langsamen Schritte hinauffahren; warum sollten daher Herr von Bernay und Madame Arnaud nicht zu Fuß dem Wagen vorangehen? Auf diese Weise brauchten sie sich erst am Eingange des Engpasses zu trennen. Was Madame Arnaud betreffe, so würde die freie Luft ihr wohl thun, und sie könnte langsam zurückspazieren, was für sie eine heilsame Zerstreuung sein würde.

Valerie ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein und entfernte sich, um ihre Mantille umzuwerfen und ihren Hut aufzusetzen. Indem sie dann das Bureau der Obhut der Madame Chervis übergab, verließ sie mit ihrem Onkel das Haus, nachdem dieser von der alten Postmeisterin freundschaftlichen Abschied genommen hatte.

Madame Arnaud stützte sich auf den Arm des Herrn von Bernay und hatte ihren Schleier herabgeschlagen, damit man nicht ihre rothen, verweinten Augen sähe. Onkel und Nichte beobachteten Schweigen; wenn sie aber darauf gerechnet hatten, in dem Flecken Saint-Martin unbemerkt vorüber gehen zu können, so sahen sie ihren Irrthum sehr bald ein.

Zuerst waren es der Herr Maire und sein Secretär,

der Schulmeister, welche ehrerbietig aus einem Fenster der Mairie grüßten. Dann begegnete ihnen Jeanne Marsais und ihre Tochter, welche die Augen gen Himmel emporhoben, wie um ihn zu Gunsten des Reisenden anzurufen, und die arme kleine Kranke warf ihm wiederholt Küsse zu. Endlich stand das ganze Personale der Herberge »zum König René«, ohne Zweifel durch freigebiges Trinkgeld herbeigelockt, auf der Schwelle der Thür, und grüßte mit Hand und Mütze.

Herr von Bernay beantwortete diese Kundgebungen durch leutseliges Lächeln, während seine Nichte leise zu ihm sagte:

»Sehen Sie, sehen Sie, man liebt Sie schon.«

Es dauerte nicht lange, so passirten sie die letzten Häuser des Fleckens und sahen sich nun im freien Feld. Nun konnte Valerie sich nicht mehr halten und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

»Mein Onkel, mein Freund, mein zweiter Vater,« murmelte sie schluchzend, »was wird ohne Sie aus mir werden?«

Herr von Bernay blieb stehen.

»Valerie,« sagte er in entschlossenem Tone, »noch ist es Zeit, willst Du mit mir zurückkehren? Dieser seltsame Entschluß, Dich in deinem Alter in das Gebirg zu vergraben und hier auf traurige Weise unter Leuten zu existiren, deren Sitten, Geschmacksrichtungen und Ideen den deinigen so entgegengesetzt sind, muß Dir selbst als schwer ausführbar erscheinen. Von weitem und durch das Prisma der Phantasie hindurch nehmen die Dinge oft die verlockendsten Formen und Farben an, aber die Ent-

täuschung kommt sehr bald und die Wirklichkeit läßt diese blendenden Visionen entschwinden. So ist es ohne Zweifel auch mit Dir. Die Illusion entflieht gegenwärtig und diese Existenz, in welche Du Dich ergeben hattest, zeigt sich Dir in ihrer ganzen abstoßenden Prosa. Ich sage Dir nochmals, wenn die Bürde deine Kräfte übersteigt, dann steht Dir jetzt noch frei, sie von Dir zu werfen. Wir wollen dann gemeinschaftlich abreisen, ich führe Dich nach Paris zurück. Ein Wort an Madame Chervis und deine an den Generaldirector gerichtete Entlassung werden Alles in Ordnung bringen. Man wird leicht begreifen, daß Du deinem Muthe zu viel zugetraut hattest, und Niemand wird wagen, Dich deswegen zu tadeln. Wohlan, Valerie, liebe Valerie, bist Du bereit und willst Du mir folgen?«

Madame Arnaud lächelte durch ihre Thränen hindurch.

»Ach! Und wo sollte ich hin?« fragte sie, indem sie ihren Weg weiter fortzusetzen begann.

»Erstens zu mir,« entgegnete Herr von Vernay mit einiger Verlegenheit. »Bei mir wirst Du stets gut und mit der Liebe, welche Dir gebührt, aufgenommen werden.«

»Von Ihnen, mein vortrefflicher Onkel, ja, das weiß ich, davon bin ich überzeugt. Aber es gibt noch eine andere Person — o, fürchten Sie weder Anklagen noch Vorwürfe! Ich habe vielleicht unrecht daran gethan, während meines kurzen Aufenthaltes in Ihrem Hause gewissen Worten und Handlungen meiner Tante in Bezug auf mich allzuviel Wichtigkeit beizulegen. Es war meine Pflicht, dies von einer Verwandten, die älter ist als ich, hinzunehmen, aber man muß auch Nachsicht haben mit der viel-

leicht ein wenig übertriebenen Empfindlichkeit einer Frau, welche, nachdem sie gewesen, was ich gewesen bin, das geworden ist, was ich bin.«

»Du bist ungerecht gegen deine Tante,« entgegnete Herr von Bernay mit Wärme; »Du bist ungerecht, Valerie; ich versichere es Dir. Mit Offenheit und Herzlichkeit hatte sie Dir nach deinem Unglücke ein ehrenwerthes Asyl bei uns angeboten. Du widmetest gewissen Verirrungen eines von Natur etwas schwierigen Charakters zu viel Aufmerksamkeit —«

»Ich bitte Sie, mein Onkel, lassen wir diesen Gegenstand ruhen,« unterbrach ihn Madame Arnaud sanft. »Ich hege keinen Groll gegen die anderen Personen der Familie meines Gatten oder der meinigen, welche mir in meinem Unglück so viel Kälte, Gleichgiltigkeit und selbst Geringschätzung bewiesen haben. Wie sollte ich daher Groll gegen Frau von Bernay hegen, während Sie, mein Onkel, sich so liebreich und hingebend gegen mich gezeigt haben?«

»Sprechen wir nicht von meiner Hingebung und meiner Güte,« unterbrach sie Herr von Bernay mit Ungeduld. »Ich habe nichts gethan, was nicht durch unsere beiderseitige Stellung geboten gewesen wäre. Indessen, Valerie, indem Du so deine Familie und die deines Gatten beschuldigst, könntest Du nicht auch Vorwürfe an Dich selbst richten? Ohne die Handlungsweise einiger unserer Verwandten in Bezug auf Dich entschuldigen zu wollen, muß ich doch sagen, daß Du von deiner Seite gewisse Annäherungen vielleicht auf zu stolze Weise zurückgewiesen hast —«

»Noch einmal, ich werde nicht wagen zu sagen, daß ich gänzlich frei von Tadel sei,« entgegnete Valerie, indem sie die Augen niederschlug. »Gott ist mein Zeuge, lieber Onkel, daß während der Zeit, wo ich glücklich, angesehen und beneidet war, es mir gelungen ist, mich von Stolz und Uebermuth freizuhalten, vielleicht aber hat, während ich von dem Gipfel des Glücks herabgestürzt war, ein bitterer Stolz sich mir selbst unbewußt in mein Herz geschlichen. Vielleicht habe ich Lauheit und Verachtung gesehen, wo ich nur Zurückhaltung und Klugheit hätte sehen sollen. Einem armen Geschöpfe aber, welches seit einigen Monaten so viel gelitten, muß man eine allzu argwöhnische Empfindlichkeit verzeihen. Ich gestehe es, diese schiefe Stellung als arme Verwandte in einer wohlhabenden Familie empörte meinen Stolz. Es schien mir, als bliebe ich des Mannes, den ich verloren, würdiger, wenn ich in Unabhängigkeit und von der Frucht meiner Arbeit lebte, und zu diesem Zwecke ein bescheidenes, aber ehrenvolles Amt übernähme. Sie, mein Onkel, sind bereit gewesen, Ihren Einfluß aufzubieten, um mir ein solches Amt zu verschaffen, Sie haben die Hindernisse beseitigt, Sie haben trotz eines gewissen Widerstandes eine lange Reise unternommen, um selbst meine Einrichtung zu überwachen. Glauben Sie, daß ich nun, wo ich diese friedliche Zurückgezogenheit, nach der ich strebte, gefunden habe, im Stande wäre, ihr wieder zu entsagen? Glauben Sie, daß ich vor den kleinlichen Rücksichten auf das materielle Wohlbefinden feig zurückweichen würde? Sie haben meinen Kummer, indem ich Sie abreisen sehe, falsch gedeutet, denn von der Welt, in welche Sie zurückkehren, betraure ich nur Sie.«

»Aber, Valerie, bist Du auch überzeugt, das einsame, farblose, tödtlich langweilige Leben, welches Du gewählt, ertragen zu können? Diese Gegend ist malerisch, das erkenne ich an, und dennoch wird die Bewunderung es bald müde, immer dieselben Dinge zu betrachten. Wenn der erste Augenblick vorüber ist, wirst Du Dich nach Zerstreuungen umsehen, die mit Dir selbst in Einklang stehen, und wenn Du keine findest, so wirst Du in Traurigkeit und Entmuthigung versinken.«

»Mein Leben wird thätig und beschäftigt sein, und meine Erinnerungen werden hinreichen, um meine einsamen Stunden auszufüllen. Diese tiefe Ruhe, diese eintönige Existenz ist nach so vielen Aufregungen und Leiden gerade das, was mir am besten zusagt. Uebrigens, wie bescheiden auch meine Stellung sein möge, so werde ich doch vielleicht Gelegenheit finden, ein wenig Gutes zu thun, und die Zufriedenheit mit mir selbst wird mich in den schlimmen Augenblicken aufrecht erhalten.«

»Die Ruhe, auf welche Du rechnest, Valerie, ist aber nichts weniger als gesichert. Das strenge Incognito welches wir für nothwendig gehalten haben, um nicht eine zudringliche Aufmerksamkeit auf Dich zu lenken, scheint mir sehr gefährdet zu sein. Schon gestern hätte jener junge Ingenieur Gerard Dich beinahe erkannt und ohne deine unerschütterliche Kaltblütigkeit — aber es kann eine andere Gelegenheit sich darbieten, und ganz besonders dieser Baron von Puysieux, der sich in der Nachbarschaft aufhält —«

»Herr von Puysieux kann mich eben so wenig als irgend Jemand auf der Welt ernstlich beunruhigen. Allerdings habe ich vermeiden wollen, daß der Name, den ich

getragen, der Rang, den ich in der Welt eingenommen, in dieser Gegend bekannt würden; ich fürchtete das Mitleid, welches zuweilen eben so beleidigend ist als die Verachtung; deshalb lag mir daran, hier nur den schlichten Namen Arnaud, einen unserer Familiennamen, zu tragen, der ganz zu meinen gegenwärtigen Umständen paßt, und ich danke Ihnen, mein Onkel, daß Sie die Administration der Posten bewogen haben, nur diesen Namen in den amtlichen Schriftstücken figuriren zu lassen. Dennoch aber würde ich der Entschleierung der Wahrheit ohne Furcht in's Auge schauen. Herr Gerard, Herr von Puysieux oder jeder Andere können, wenn es ihnen beliebt, immerhin erzählen, daß Madame Arnaud, die Postmeisterin von Saint-Martin, früher die Marquise von La Villelévêque hieß, und daß sie die Witwe eines ohne Vermögen verstorbenen Präfecten ist. Es liegt hierin nichts, was die Ruhe meines Gemüthes stören könnte. Dieser Umstand würde, nachdem er vielleicht einen vorübergehenden Eindruck auf die guten Leute hervorgebracht, in deren Mitte ich berufen bin, fortan zu leben, sehr bald vergessen sein. Ich würde einige Tage lang der Gegenstand einer müßigen Neugier sein, dann würde man nicht mehr daran denken. Ich werde daher ohne Furcht jede Eventualität erwarten und die Folgen derselben über mich ergehen lassen, ohne mich zu beunruhigen und ohne mich zu beklagen.«

Diese Worte wurden mit einer schlichten Festigkeit gesprochen, welche einen unwiederruflichen, feststehenden Entschluß verrieth. Herr von Vernay drückte den Arm seiner Nichte an seine Brust und sagte gerührt:

»Wohlan, liebe Valerie, ich hatte mich geirrt. Ich

hatte etwas für Bedauern und Sehnsucht gehalten, was nur ein Beweis deiner Freundschaft gegen mich war. Muth denn und dein Wille geschehe, da Du einmal darauf beharrst. Solltest Du indessen eines Tages anderer Meinung werden, so zögere nicht, mich davon in Kenntniß zu setzen; ich werde sofort herbeieilen, um Dich abzuholen und Dir wieder wie einem geliebten Kinde begegnen.«

Während dieses Gesprächs hatten die Wandelnden den Abhang des Hügels erstiegen und waren an den Eingang des Engpasses gelangt, in welchen die Straße hineinführte. Sie blieben daher stehen und warfen, indem sie sich umdrehten, einen zerstreuten Blick auf die Umgebung.

Unter ihnen dehnte sich die waldige, fruchtbare Ebene, wo das bläuliche Grün des Getreidegrases, der Pappeln und der Olivenbäume gegen das helle Grün der Wiesen und Weideplätze abstach. In diesem lachenden Theile der Landschaft gewahrte man überall Meiereien, Bastiden oder Villa's, Dörfer, von welchen die einen sich in der Sonne wärmten wie neapolitanische Lazaroni, während die anderen sich unter dichtbelaubte Bäume versteckten und ihre Gegenwart nur durch eine vergoldete Wetterfahne oder durch eine Kirchthurmspitze verriethen.

Hinter den Beschauern dagegen war Alles ernst, kahl, öde und die Straße schien plötzlich durch eine unermeßliche, unübersteigliche Mauer gesperrt zu werden. Die Gebirge ragten, wie wir schon gesagt, staffelweise über einander, da das Auge aber von unten nicht die zahlreichen Thäler bemerken konnte, welche diese majestätischen Höhen trennten, so glaubte man ein einziges Gebirge zu

sehen, welches sich von der Region der Blumen bis zu der des ewigen Eises und Schneees erhob.

Die Mittagssonne beleuchtete die Abhänge mit blendenden Farben und der ferne Schall der Viehglocken, der Gesang der Vögel, das Zirpen der Heimchen, das Summen der Insecten mäßigte das Allzufeierliche, was vielleicht in dem Schweigen dieser imposanten Einöde gelegen hätte.

Das aber, was den Reisenden und seine Nichte in diesem Augenblicke am meisten beschäftigte, war der Wagen, welcher den steilen Abhang in langsamem Schritt von den Pferden gezogen heraufkam, und trotz dieser Langsamkeit dichte Staubwolken emporwirbelte. Er näherte sich unmerkbar und bald hörte man sogar das Knarren der Räder, das keuchende Schnauben der ermüdeten Pferde.

Die Stunde der Trennung war da.

»Mein Kind,« sagte Herr von Bernay in liebreichem Tone, »hast Du, so lange wir noch allein sind, nicht irgend einen Wunsch auszusprechen? Hast Du mir keinen Auftrag zu ertheilen?«

»Tausend Dank, lieber Onkel! Sie haben ja schon für Alles gesorgt und es ist nichts versäumt worden, was mein Wohlbefinden und meine Ruhe sichern kann. Dennoch,« fuhr Valerie mit gedankenvoller Miene fort, »haben Sie so eben meine Aufmerksamkeit auf gewisse Möglichkeiten gelenkt. Wenn ich es mir daher recht überlege, so will ich Sie bitten, unter den Papieren meines Mannes, welche in Ihrem Hotel zu Paris deponirt worden, nachzusuchen, und mir auf dem kürzesten Wege ein Bündel dieser Papiere zu schicken, welches mit der Aufschrift: »Puysieux« versehen ist.«

»Gut, gut,« entgegnete Herr von Bernay, indem er einige Worte in sein Notizbuch schrieb; »ist das Alles?«

In diesem Augenblicke hatte der Wagen sie eingeholt und machte Halt; Planchet stieg vom Bocke, um den Schlag zu öffnen und seinen Passagier einsteigen zu lassen. Valerie warf sich in die Arme des alten Mannes und sagte mit mehr Muth, als sie bis jetzt an den Tag gelegt:

»Nun, so leben Sie wohl, mein edelmüthiger Onkel, mein zweiter Vater! — In der Vereinsamung, in welcher ich nun lebe, werde ich jeden Tag, jede Stunde an Sie denken.«

»Gott segne Dich, meine Tochter,« antwortete Herr von Bernay mit bewegter Stimme, indem er sie auf die Stirn küßte; »und er gewähre Dir die Ruhe, deren Du nach so vielen schmerzlichen Prüfungen bedarfst. Und wenn Du,« setzte er leise hinzu, »mir wirklich einige Dankbarkeit schuldig zu sein glaubst, so beschwöre ich Dich, vergiß mir zu Liebe das Unrecht, welches Dir von deiner Tante zugefügt worden.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, beeilte er sich, über den Tritt hinweg in den Wagen zu steigen. Planchet schlug seinerseits die Thür rasch zu, kletterte wieder auf den Bock hinauf und sagte in geheimnißvollem Tone zu Valerien:

»Heute Abend, Frau Postmeisterin. — Es hat während Ihrer Abwesenheit unten im Bureau Zank gegeben. Madame Chervis wird es Ihnen erzählen, wenn Sie wieder hinunterkommen — leben Sie wohl.«

Valerie schien in ihrer Unruhe und Aufgeregtheit die beunruhigende Mittheilung, welche in diesen Worten lag,

nicht zu verstehen. Planchet hieb auf seine Pferde los und fuhr rasch davon.

Herr von Bernay neigte sich noch einmal zum Schlage heraus und sah seine Nichte noch auf derselben Stelle stehen. Sie lächelte ihm zu, während sie ihr Taschentuch schwenkte. So lange es ihrem Onkel möglich war, sie zu beobachten, wich sie nicht von diesem Platze. Als aber der Wagen hinter der Biegung verschwand, welche die Straße in einiger Entfernung machte, ließ sie ein schmerzliches Schluchzen hören, setzte sich auf den Rasen im Schatten eines Kastanienbaumes und vergoß reichliche Thränen.

In der That war die Festigkeit, welche sie so eben bewiesen, eine erkünstelte gewesen. So lange sie übrigens Herrn von Bernay noch an ihrer Seite gesehen, war ihr das Band, welches die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfte, nicht als vollständig zerrissen erschienen; jetzt aber fühlte sie sich allein, wirklich allein, und ihre Verlassenheit flößte ihr Furcht ein.

Dennoch gelang es ihr, sich zu beherrschen, und sie versank in tiefes Hinbrüten. Vielleicht sah sie während dieser Stunde innerer Sammlung vor ihren Augen die glänzenden Bilder dessen vorübergehen, was nicht mehr war; vielleicht dachte sie an ihre Freuden als geliebtes Weib, an ihre Salontriumphe, an die Atmosphäre der Liebe und Achtung, welche sie mehrere Jahre lang geathmet.

Endlich erhob sie sich und sagte laut, wie um sich selbst zur Wirklichkeit zurückzurufen:

»Doch hinweg damit! Jetzt bin ich Postmeisterin in

diesem Marktflecken der Niederalpen — denken wir an meine Pflicht.«

Ehe sie sich wieder auf den Weg machte, warf sie noch einen Blick um sich.

Die Straße, welche nach Saint-Martin führte, war menschenleer; mit Ausnahme eines Chausséewärters, der am Fuße einer Böschung arbeitete, sah man kein menschliches Wesen auf der staubigen Straße, auf welcher die Elstern umherhüpften.

Als die junge Frau sich aber nach der Ebene zuwendete, gewahrte sie einige Personen, welche ihre Aufmerksamkeit lebhaft erregten.

Kaum eine Viertelstunde von der Straße standen ansehnliche Gebäude, zu welchen prachtvolle Gärten und ein Park von beträchtlichem Umfange gehörten.

Valerie errieth die Villa, oder, wie man in dieser Gegend sagte, die »Bastide« Vialard, die aristokratische Wohnung der Familie von Vaublanc.

Man gelangte dorthin mittelst zweier langen Alleen von welchen die eine ein wenig unterhalb des Fleckens Saint-Martin von der großen Heerstraße abführte, während die andere, die ganz nahe an der Stelle ausmündete, wo in diesem Augenblick die Postmeisterin stand, in gerader Linie den Bergabhang hinunterführte.

Nun näherten sich gerade in dieser Allee mehrere Spaziergänger, welchen in einiger Entfernung ein offener Wagen folgte, und Madame Arnaud schien ihnen nicht mehr ausweichen zu können.

Diese Gesellschaft bestand aus vier Personen. Voran gingen zwei Damen, deren bunte Sonnenschirme und ele-

gante Kleider schön mit den Frühlingsfarben der Landschaft harmonirten.

Die eine davon, etwa sechs- bis achtunddreißig Jahre alt, war mit viel Koketterie gekleidet und würde noch sehr schön gewesen sein, wenn das Prätentiöse ihrer Manieren die Bewunderung und die Huldigung nicht mit Gewalt herauszufordern geschienen hätte.

Die andere war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren mit engelgleichen Zügen, und eben so einfach und natürlich, als die erstere geziert und affectirt war.

Obschon sie in dem Alter stand, wo junge Damen das Recht haben, nicht mehr als Kinder behandelt zu werden, so trug sie noch das Costüm einer Pensionsschülerin — ein weißes Kleid, einen Gürtel mit flatternden Bändern und einen italienischen Strohhut.

So wollte es die andere Dame, welche ihre Mutter war. Nichtsdestoweniger aber erhöhte dieses Costüm noch den Ausdruck von naiver Lebhaftigkeit, wodurch dieses liebenswürdige Geschöpf sich auszeichnete, und die kostbarste Toilette hätte die Anmuth ihrer ganzen Person nicht besser hervorheben können.

Diese Damen waren die Gräfin von Vaublanc und ihre Tochter Emma.

Zwei Männer — außer den zu dem Wagen gehörenden Dienern — begleiteten sie auf diesem Spaziergange.

Der eine dieser Männer, der außerordentlich fein und gewählt gekleidet war, obschon er über die Dreißig hinaus war, veranschaulichte mit einer gewissen Genauigkeit die Stutzerfiguren, wie wir sie auf den Abbildungen der Modejournale zu sehen gewohnt sind.

Er war groß, gut gewachsen, wenigstens dem Anscheine nach, denn vielleicht trug er unter seinem sehr künstlich zugeschnittenen Phantasiefrack einen Schnürleib. Sein blasses aristokratisches Gesicht ward von einem feinen, parfümirten, mit großer Sorgfalt gestutzten und gepflegten Bart umrahmt. Eine hellrothe Camellie schmückte sein Knopfloch und bei jedem seiner Tritte knarrten seine feinen, blanken Stiefel auf dem Rasen. Ein Stöckchen mit Achatknopf, welches er in seinen beschuhten Händen drehte, gab ihm ein leichtes, ungezwungenes und cavaliermäßiges Ansehen, welches mit dem stolzen, verächtlichen, oft herausfordernden Ausdruck seiner Physiognomie vollkommen übereinstimmte.

Diese Persönlichkeit war der Baron von Puysieux, gegenwärtig Gast der Bastide Vialard.

Der vierte Spaziergänger dieser Gruppe ist dem Leser bereits bekannt. Es war Gerard, der junge Ingenieur der Brücken und Chausséen, welchen wir am Abend vorher in dem Postbureau von Saint-Martin haben ankommen sehen.

So viel Gesuchtheit in seiner Haltung und so viel Keckheit in seinem Blicke der Baron zeigte, eben so natürlich und bescheiden erschien Gerard. Sein Costüm bestand in einem schwarzen Ueberrock und Zwillichbeinkleidern. Auf dem Kopfe trug er noch sein kleines Mützchen von Wachstuch; die Distinction seiner äußeren Erscheinung aber verlieh diesem Costüm die Eleganz, welche der Baron nur der Wissenschaft seines Pariser Schneiders zu verdanken zu haben schien.

Ebenso, während Herr von Puysieux laut und in

spöttischem Tone sprach, allerhand Witze zu machen und sogenannte geistreiche Aeußerungen zu thun suchte, um die Damen zu amüsiren, drückte der junge Ingenieur sich einfach und ohne alle Gesuchtheit aus, während jedes seiner Worte sich durch treffenden Inhalt und gesunden Menschenverstand auszeichnete.

Später werden wir erfahren, wer den meisten Erfolg hatte — ob der Geck oder der Mann von Herz und Intelligenz.

Diese ganze Gesellschaft wandelte, von der Freiheit, welche das Landleben gestattet, Gebrauch machend, ein wenig zerstreut durch einander, während der Wagen im Schritt folgte.

Die Herren hatten allerdings den Damen ihren Arm angeboten, waren aber lachend zurückgewiesen worden. Fräulein Emma sprang, obschon sie zuweilen ein gewisses Gelüst nach Würde verrieth, gern dann und wann auf die Seite, um ein Blümchen zu pflücken, oder um zu versuchen, ob sie irgend einen schönen Alpenschmetterling im Fluge erhaschen könnte.

Diese Einfälle schienen der Mutter ganz wohl zu behagen und sie verfehlte dann niemals, bemerklich zu machen, wie sehr Emma noch Kind sei.

Was sie selbst betraf, so war sie, weil sie fürchtete, man möge ihre Ermüdung der Beleibtheit zuschreiben, die sich bei ihr zu entwickeln begonnen, bemüht, diesen steilen Abhang mit anscheinender Leichtigkeit zu ersteigen, und verbarg hinter einem Lächeln die nicht geringe Anstrengung, zu welcher dieser Marsch sie nöthigte.

Anfangs erschrak Valerie nicht allzusehr über diese

Begegnung. Sie hatte die Damen von Vaublanc erkannt, von welchen Madame Chervis ihr so viel erzählt, und den Ingenieur Gerard, den sie auf dem Postbureau gesehen. Kaum aber ward sie des Barons ansichtig, so schlug sie rasch ihren Schleier herab und verdoppelte ihren Schritt, um an der Allee vorbeizukommen, ehe die Spaziergänger noch die Landstraße erreichten.

Sie hatte aber nicht die tolle Laune und anmuthige Flinkheit des Fräuleins Emma von Vaublanc in Anschlag gebracht.

Als diese etwa nur noch zwanzig Schritte von der Landstraße entfernt war, sprang sie auf einmal vorwärts, um die kindische Ehre zu genießen, den Gipfel des Abhanges zuerst erreicht zu haben. An das äußerste Ende der Allee gelangt, drehte sie sich um, indem sie mit triumphirender Geberde ihren Sonnenschirm schwenkte, als sie plötzlich Madame Arnaud erblickte.

Es war durchaus nichts Gewöhnliches, an diesem einsamen und von jeder Wohnung so entfernten Orte einer Dame von distinguirter Haltung allein zu begegnen. Deshalb begann auch Emma, überrascht durch diese Erscheinung, die Unbekannte mit einer naiven Neugier zu beobachten, dabei trat sie aus Versehen auf einen hervorragenden Stein, der Fuß knickte ihr um, und sie fiel mit einem Schmerzensrufe zu Boden.

Der Entschluß, welchen Valerie gefaßt, jede Beziehung zu den Bewohnern der Umgegend zu meiden, ward durch diesen Zufall vereitelt.

Die Postmeisterin eilte auf das junge Mädchen zu, hob sie auf und sagte in theilnehmendem Tone zu ihr:

»Ach, mein Fräulein, ich fürchte sehr die Ursache dieses Falles zu sein. Meine unerwartete Gegenwart hat Sie ohne Zweifel erschreckt — haben Sie Schaden genommen?«

»Nein, Madame, wenigstens hoffe ich es nicht,« antwortete Fräulein von Vaublanc mit Anstrengung.

Dennoch aber schien sie große Schmerzen zu leiden, und bat endlich, man möge ihr erlauben, sich auf den Rasen niederzusetzen. Dann nahm sie halb lächelnd, halb ächzend den niedlichen Stiefel, welcher den kranken Fuß umschloß, in ihre beiden Hände, aber ohne deswegen ihre Augen von Madame Arnaud abzuwenden.

Der Baron und Gerard waren, als sie Emma's Schmerzensruf hörten und sie fallen sahen, sofort herbeigeeilt, und selbst die Gräfin hatte ihre Schritte verdoppelt. Als man die Heerstraße erreichte, sah man Emma sich auf Valerie stützend, welche ermuthigende Worte an sie richtete.

»Wie? was ist denn geschehen?« fragte Puysieux mit mehr Verwunderung als wirklicher Theilnahme.

»Ha, Fräulein Emma! Was ist Ihnen zugestoßen?« rief der junge Ingenieur.

»Meine Tochter! meine Tochter!« stammelte die Gräfin, welche nun ebenfalls dazukam.

Aber sie war ganz außer Athem und das durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung verursachte Herzklopfen hinderte sie, eben so wie ihre Aufregung, noch mehr zu sagen. Mittlerweile antwortete Fräulein von Vaublanc, indem sie ihren Schmerz zu verbergen suchte:

»Es ist nichts, liebe Mama, beruhige Dich. Als ich

hierherkam, stieß ich mit dem Fuß an einen Stein und ohne diese Dame, welche Gott ausdrücklich hierhersendete, um mich zu halten, hätte mein Sturz leicht gefährlich werden können. In einigen Augenblicken werde ich ohne Zweifel nichts mehr davon merken.«

Diese kleine Lüge, welche schon die Sympathie Emma's für die unbekannte Dame verrieth, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf Valerien.

Dennoch aber betrachtete man in diesem ersten Augenblicke der Unruhe nicht sehr genau die verschleierte Dame, welche auf so seltsame Weise gerade bei der Hand gewesen war, um Emma beizustehen.

Endlich erlangte die Gräfin die Sprache wieder.

»Liebe Kleine,« sagte sie, »Du wirst mich durch deine Thorheiten noch zu Tode ängsten. Konntest Du nicht bei uns bleiben? Wo hast Du Schmerzen?«

Das junge Mädchen zeigte mit dem Finger auf die Spitze des kleinen Fußes, welcher bei der Annäherung der Gesellschaft sich unter das Kleid verborgen hatte.

»Ach,« entgegnete sie, »der Schmerz ist schon beinahe vorüber.«

»Ohne Zweifel ist dies weiter nichts als eine unbedeutende Quetschung,« hob Valerie an, »und dieser Unfall wird keine schlimmen Folgen haben. Wohlan, mein Fräulein, ich überlasse Sie der Obhut Ihrer Frau Mutter und Ihrer Freunde.«

Sie richtete sich auf und schien sich entfernen zu wollen. Die Gräfin sagte in ceremoniösem Tone zu ihr:

»Empfangen Sie meinen Dank, Madame, für den Beistand, den Sie die Güte gehabt haben meiner Tochter

zu leisten. Kann ich aber nicht vielleicht erfahren, mit wem ich die Ehre habe?

Valerie that, als ob sie diese Frage nicht gehört hätte, und verneigte sich, ohne zu antworten. Sie wollte sich entfernen, als Gerard plötzlich rief:

»Verzeihen Sie, Madame Arnaud, ich war so besorgt wegen Fräulein Emma — ich hatte Sie nicht sogleich erkannt.«

Und er verneigte sich höflich.

»Arnaud!« wiederholte der Baron mit eigenthümlicher Betonung.

Trotz seiner Herrschaft über sich selbst schien Puysieux doch eine gewisse Aufregung zu empfinden, und heftete einen funkelnden Blick auf Valerien, welche hinter ihrem Schleier unbeweglich blieb.

»Nun ja,« entgegnete der Ingenieur, »Madame Arnaud, die neue Postmeisterin von Saint-Martin.«

Als der Baron den Stand der hilfreichen Dame hörte, schien er ruhiger zu werden und seine Züge verloren den Ausdruck von Unruhe und Spannung, den sie einen Augenblick vorher gehabt hatten.

»Die neue Postmeisterin!« rief Emma. »Man hatte mir wohl gesagt, daß sie schön sei, aber nun weiß ich auch, wie gefällig und gut sie ist!«

Valerie dankte der jugendlichen Enthusiastin durch eine freundschaftliche Geberde und sagte zu der Gräfin:

»Es wäre vielleicht nicht gerathen, wenn das Fräulein zu gehen versuchen wollte. Ehe ich mich entferne, erlauben Sie mir, sie mit in den Wagen bringen zu helfen.«

»Sehr gerne, Frau Postmeisterin.«

Diesmal sprach die Gräfin schon in etwas nachlässigem Tone; sie glaubte nicht mehr nöthig zu haben, sich in Höflichkeiten zu erschöpfen.

Beide hoben das junge Mädchen vorsichtig auf, kaum aber setzte Emma ihren beschädigten Fuß auf den Boden, so stieß sie einen neuen Schmerzensruf aus.

Der Wagen war nur wenige Schritte entfernt und ein Diener hatte soeben den Schlag geöffnet; aber Fräulein von Vaublanc konnte nicht gehen, selbst nicht indem sie sich auf ihre Mutter und auf Valerien stützte.

»Wenn Fräulein Emma es gestattete,« sagte der Baron eifrig, »so wäre es mir leicht, sie in den Wagen zu tragen.«

Gerard stand unbeweglich und stumm da und schien durch die Keckheit des Stutzers förmlich verblüfft zu werden.

»Nein, nein, das will ich nicht,« antwortete Emma in gebieterischem Tone. »Wenn Sie sich nützlich machen wollen, Herr von Puysieux, so heben Sie meinen Sonnenschirm auf, welcher zerbrochen ist. Was mich betrifft, so soll mich Niemand anrühren. Sie werden sogleich sehen.«

Gleichzeitig schob sie ihre Mutter und die Postmeisterin auf die Seite und legte, auf einem Fuße hüpfend, die kurze Entfernung zurück, welche sie von dem Wagen trennte. Dann kletterte sie, sich ihrer Hände bedienend, auf dem Tritt hinauf und sank auf die Polsterkissen der Kalesche.

Diese anscheinend so lächerliche Bewegung wurde gleichwohl mit so viel Geschmeidigkeit und Anmuth ausgeführt, daß die Zuschauer davon ganz entzückt zu sein schienen, nur mit Ausnahme der Gräfin, welche im Tone der Verlegenheit rief:

»Emma, Emma, schickt sich das auch? Entschuldigen Sie sie, Madame und meine Herren. Sie ist noch so sehr Kind und kann die Spiele ihres Alters nicht vergessen. Sie ist ein kleines Mädchen, das sehen Sie selbst.«

»O Mama, gar so klein bin ich nicht!« antwortete Emma schmollend.

Frau von Vaublanc war ebenfalls in den Wagen gestiegen.

»Pierre,« sagte sie zu dem Kutscher, »wir werden unsere Promenade nicht weiter fortsetzen. Lenkt um und bringt uns wieder nach Hause. Was Euch betrifft, Charles,« fuhr sie fort, indem sie sich zu dem Lakai wendete, »so werdet Ihr sofort in den Marktflecken hinuntergehen und den Doctor Regnier bitten, sich ohne Verzug in der Bastide einzufinden, wo meine Tochter seinen Beistand bedarf.«

Der Lakai entfernte sich sofort, um diesen Befehl auszuführen. Die Gräfin fuhr fort:

»Noch einmal tausend Dank, Frau Postmeisterin, für die Theilnahme, welche Sie dieser armen kleinen Närrin bewiesen. Meine Herren,« setzte sie hinzu, indem sie sich zu dem Baron und zu Gerard wendete, »einer von Ihnen wird sich zu meinem großen Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt sehen, zu Fuße nach Hause zurückzukehren. Sie sehen, daß meine Tochter den Vordersitz bedarf, um ihren kranken Fuß ausstrecken zu können. Es ist daher nur noch ein Platz bei uns übrig und da es mir unmöglich sein würde, zwischen Ihnen eine Wahl zu treffen —«

Der Baron stieg entschlossen in die Kalesche, nahm den auf dem Vordersitz noch leeren Platz ein und sah sich dann mit stolzem Blicke um, wie um zu sehen, ob wohl

Jemand die Kühnheit haben könnte, ihm dieses Vorrecht streitig zu machen.

Gerard ward dunkelroth, und seine sonst so sanften und gelassenen Züge verriethen heftige Erbitterung.

»Wenn die Achtung und Ehrerbietung gegen die Damen von Vaublanc,« sagte er mit vielem Feuer, »ein hinreichender Anspruch wären, um diesen Platz an ihrer Seite zu verdienen, so hätte ich vielleicht eben so viel Recht als irgend Jemand, ihn einzunehmen, und ich würde dieses Recht selbst gegen Herrn von Puysieux vertheidigen.«

Der Baron verschmähte es, zu antworten.

Die Gräfin entgegnete in zerstreuter Weise:

»Ach, meine Herren, nur keinen Zwist um einer solchen Kleinigkeit willen. Herr Gerard, Sie sind der Jüngere, und ich danke Ihnen, daß Sie um Emma's Bequemlichkeit willen auf Ihren Sitz verzichtet haben.«

Der Ingenieur verneigte sich schweigend, aber seine Lippen zitterten und sein Auge fuhr fort zu funkeln.

Emma schien diesen Streit zwischen den beiden Herren nicht bemerkt zu haben. Sie hatte Valerien zu sich gerufen und sagte in liebkosendem Tone zu ihr:

»Ach, Madame, nicht wahr, Sie werden mich in der Bastide besuchen? Die Zeit wird mir zuweilen sehr lang. Sie werden kommen, wie Madame Chervis kam, und ich glaube, ich werde Sie noch weit mehr lieben, als ich Madame Chervis liebte! Uebrigens ist es auch Ihre Schuldigkeit, sich nach mir zu erkundigen. Ich zwinge mich zum Lachen, aber ich habe große Schmerzen, wirklich sehr große Schmerzen, und Sie, die Sie den Unfall gehindert haben, noch

schlimmere Folgen zu äußern, Sie müssen sich für meinen Zustand interessiren.«

»Aber mein Fräulein,« sagte Valerie lächelnd, »Sie wissen wohl, daß ich nur Gelegenheit hatte, Ihnen meinen guten Willen zu beweisen. Sie waren schon gefallen, als ich herbeieilte —«

»Aber ich sage Ihnen,« entgegnete das verzogene Kind in entschiedenem Tone, »daß ohne Sie der Unfall sicherlich weit gefährlicher gewesen wäre. Anstatt mir den Fuß zu verrenken, hätte ich ihn brechen können, mein Kopf hätte gegen den großen Kiesel schlagen können, den Sie hier sehen; ich lief Gefahr, diese ganze Böschung hinunterzurollen. Sie haben mir vielleicht das Leben gerettet; o, lachen Sie nicht. Ja, ich bin überzeugt, Sie haben mir das Leben gerettet, und ich werde es überall erzählen und Sie werden genöthigt sein, nach der Bastide zu kommen, um eine Person zu besuchen, die so viele Verbindlichkeiten gegen Sie hat. Uebrigens,« setzte sie, die Stimme senkend, hinzu, »werde ich diese Angelegenheit wegen der Post zu schlichten suchen. Sie wissen wohl schon? Ja, ich will mit meinem Vater darüber sprechen und werde die Sache beilegen. Sagen Sie dies, wenn Sie nach Hause kommen, Madame Chervis, der guten Frau, die sicherlich in großer Unruhe ist.«

»Mein Fräulein,« antwortete Valerie mit Erstaunen, »ich weiß noch gar nicht —«

»Ah, Sie kennen noch nicht jene Angelegenheit mit der Post, deren Beamte Sie sind? Wohlan, erschrecken Sie deswegen nicht, ich bin da und Sie werden mich be-

suchen und mir danken und mich lieben, dessen bin ich überzeugt.«

Valerie wollte sich wegen des gewünschten Besuches in der Bastide entschuldigen, ganz besonders aber das offenherzige junge Mädchen in Bezug auf den Vorfall befragen, worüber schon Planchet ihr einige Worte gesagt hatte, als eine Stimme rief:

»Vorgesehen!«

In demselben Augenblicke drehten sich die Pferde um sich selbst herum, um dann den Weg die Allee hinab zu nehmen. Die Postmeisterin und Gerard mußten bis an den Rand des Weges zurückweichen, um nicht gerädert zu werden.

Als der Wagen sich entfernte, sagte der Baron von Puysieux, sich zu Emma neigend, einige Worte in leisem Tone zu ihr.

Das junge Mädchen schlug ein lautes, heiteres Gelächter auf, welches aber sofort durch den Schmerz wieder unterdrückt ward. Dann hörte man weiter nichts als den Schall der Hufschläge auf dem Pflaster, und es dauerte nicht lange, so verschwand der Wagen in der Entfernung.

Fünftes Capitel.

Vertraute Mittheilungen.

Madame Arnaud und Gerard blieben einen Augenblick unbeweglich. Der Ingenieur schien ganz bestürzt zu sein.

Das laute Gelächter, welches Emma beim Fort-

fahren ausgestoßen, nachdem er in ihrer Gegenwart eine blutige Kränkung erfahren, hatte ihm das Herz zerrissen.

Valerie warf ihm einen mitleidigen Blick zu, ihrem Systeme der Zurückhaltung aber treu, verneigte sie sich schweigend und lenkte ihre Schritte nach dem Dorfe, ohne daß der junge Mann ihre Entfernung zu bemerken schien.

Die Postmeisterin hatte die Absicht, dem Lakai zu folgen, der ihr vorangegangen war, und sich bis nach Saint-Martin in kurzer Entfernung hinter ihm zu halten.

Sie beschleunigte daher ihren Schritt, aber war noch nicht weit von der nach der Bastide führenden Allee hinweg, als sie Tritte hinter sich vernahm und, als sie sich umdrehte, Gerard sah, welcher sich bemühte, sie einzuholen.

Valerie hatte keinen besondern Grund, ihm aus dem Wege zu gehen, und obschon sie nicht stehen blieb, um ihn zu erwarten, so war doch der Ingenieur sehr bald an ihrer Seite. Er redete sie an und entblößte dabei ehrerbietig das Haupt.

»Madame,« sagte er mit bewegter Stimme, »ich bitte Sie, meine Zerstreuung zu entschuldigen. Anstatt mich zu erbieten, Sie nach Saint-Martin zu begleiten, was doch die einfachste Höflichkeit mir zur Pflicht machte, ließ ich mich durch Gedanken der grausamsten Art — verzeihen Sie, Madame, Sie würden mich beklagen, wenn Sie wüßten, was in mir vorgeht.«

Madame Arnaud antwortete kalt, sie danke Herrn Gerard für seinen Antrag, sie habe auf einer öffentlichen Straße nichts zu fürchten und es sollte ihr leid thun, ihn

von seiner Bestimmung abwendig zu machen und zu einem so großen Umwege zu veranlassen.

»Von meiner Bestimmung? — und welche ist diese?« entgegnete der Ingenieur mit Bitterkeit. »Weiß ich wohl auch nur, ob ich in dieses Haus zurückkehren soll, wo ich nur noch Gleichgiltigkeit und Spott finde? — Wenn Sie aber auch meine Bitte zurückweisen,« setzte er schüchtern hinzu, »so hoffe ich wenigstens, daß Sie mich nicht hindern werden, Ihnen von weitem zu folgen, um Sie gegen jede Beleidigung zu schützen.«

»Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich durchaus nichts zu fürchten habe, und deshalb —«

Als Valerie indessen große Thränen über die Wangen des jungen Mannes, ohne daß dieser vielleicht selbst etwas davon bemerkte, rinnen sah, hatte sie nicht den Muth, auf ihrer Weigerung zu beharren.

»Wohlan, mein Herr,« sagte sie in sanftem Tone, »da Sie mit so großer Gefälligkeit darauf bestehen, so wollen wir den Weg gemeinschaftlich machen.«

Sie gingen schweigend einige Schritte neben einander her. Die wehmüthige und zum Herzen dringende Stimme der schönen Postmeisterin hatte auf Gerard einen Eindruck hervorgebracht, der jedoch bald wieder in den Hintergrund trat.

Als er wieder in sein Hinbrüten versunken war, sagte die Postmeisterin zu ihm:

»Herr Gerard, legen Sie auch nicht zu viel Gewicht auf einen unerheblichen Umstand, und sollten Sie die Fanfaronnaden dieses Herrn von Puysieux eigentlich nicht verachten?«

»Ha, wenn blos er es wäre!« rief der Ingenieur, indem er wüthend die Faust ballte; »hörten Sie aber nicht so eben, als jene Beleidigung mir widerfuhr, das spöttische, grausame Gelächter einer Person, die ich trotz Allem nicht hassen kann?«

»Fräulein von Vaublanc steht in dem Alter, wo man sehr leicht lacht nnd eben so weint. Welchen Beweis haben Sie übrigens, daß Sie die Ursache dieses beleidigenden Gelächters waren?«

Seit einigen Augenblicken schien, wie wir gesagt haben, der Ton von Valeriens Stimme in Gerard unbestimmte Erinnerungen zu erwecken, und er begann die Postmeisterin mit größerer Aufmerksamkeit zu betrachten.

Madame Arnaud, welcher die Hitze ein wenig lästig ward, hatte in ihrer Zerstreutheit den dichten schwarzen Schleier gehoben, der ihre Züge bedeckte. Als sie bemerkte, daß sie der Gegenstand einer fortgesetzten Forschung war, wendete sie das Gesicht erröthend hinweg, aber es war zu spät.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame,« hob Gerard wieder an, »wenn ich auf eine Meinung zurückkomme, die schon einmal von Ihnen zurückgewiesen worden ist. Ohne Zweifel habe ich Sie früher schon gesehen — in einer andern Gegend, unter einem andern Namen und in einer andern Stellung.«

»Nun, und wenn dem so wäre, mein Herr?« sagte Valerie.

»Dann, Madame, könnte ich der edlen und würdigen Gattin meines Gönners, des ausgezeichneten Beamten,

welchem ich ewige Dankbarkeit schuldig bin, nicht genug Rücksicht und Vertrauen beweisen.«

Diese dem Andenken ihres Gatten dargebrachte Huldigung versetzte die Postmeisterin in lebhafte Gemüthsbewegung.

»Ich will mich nicht länger verbergen, Herr Gerard,« antwortete sie. »Ja, ich bin die Witwe des Marquis de la Villelévêque. Ich schäme mich nicht der untergeordneten Stellung, in welche sein frühzeitiger Tod mich versetzt hat — nach einem solchen Verluste sind andere Unglücksfälle nichts — dennoch, mein Herr, habe ich Gründe, zu wünschen, daß dieses Geheimniß nicht ruchbar werde, und ich stelle es daher unter die Obhut Ihrer Ehre.«

»Ihr Geheimniß soll streng bewahrt werden, Madame, und meine tiefe Verehrung des Andenkens des Marquis de la Villelévêque muß Ihnen dafür bürgen. Ich kann mir leicht erklären, wie es kommt, daß ich Sie in einer Stellung finde, die so tief unter Ihrem eigentlichen Range steht. Herr de la Villelévêque, welcher der Liebe seiner Familie und der Dankbarkeit seiner Untergebenen viel zu früh entrissen ward, war viel zu hochherzig, viel zu uneigennützig um nicht sein Vermögen im Dienste des Staates aufgewendet zu haben; und Sie, Frau Marquise, sind sicherlich zu stolz gewesen —«

»Nennen Sie mich Madame Arnaud,« unterbrach ihn Valerie lebhaft.

Nach einer Pause hob sie in verändertem Tone wieder an:

»Sie schienen mir so eben eine vertraute Mittheilung machen zu wollen, Herr Gerard.«

»Ach, Madame, wie könnte ich wagen, einem so edlen und mit so großer Standhaftigkeit ertragenen Schmerze gegenüber von meinen erbärmlichen Kümmernissen zu sprechen?«

»Sie vergessen, daß es eine Art des Kummers gibt, über welche eine Frau, wie unglücklich sie auch selbst sein möge, sich stets gern vertrauliche Mittheilungen machen läßt. So eben, Herr Gerard, sah ich Thränen in Ihren Augen und Ihr Schmerz hat mich gerührt. Ich will nicht thun, als kennte ich die Ursache desselben nicht, denn Ihre Aufmerksamkeiten gegen Fräulein von Vaublanc sind in der ganzen Umgegend bekannt.«

Vielleicht hatte Valerie, indem sie auf diese Weise die Geständnisse des jungen Ingenieurs herausforderte, ihre besonderen Gründe, Gerard aber argwohnte dieselben nicht.

»Dank für die rührende Theilnahme, die Sie mir beweisen,« sagte er mit Wärme. »Nichts kann mir in diesem Augenblicke kostbarer sein als die Rathschläge und Tröstungen einer Frau von Welt, welche auch jedes zärtliche und zarte Gefühl erfahren hat und zu schätzen weiß. Ja, Madame, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich liebe Fräulein von Vaublanc und trotz der Hindernisse, die uns trennen, wird diese Liebe nur mit meinem Leben enden.«

»Gut, und Emma?«

»Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten sei, aber so eben habe ich die verzweiflungsvolle Ueberzeugung von meinem Irrthume erlangt. Emma ist vornehm und reich, ich bin von bürgerlichem Stande und arm. Nichtsdestoweniger scheint der

Beruf, dem ich mich gewidmet habe und welcher mir erlaubt, auf Vermögen und Auszeichnung zu hoffen, den Abstand zwischen uns zu mindern. Früher erwies mir der Graf große Beachtung. Er zog mich bei allen seinen Unternehmungen zu Rathe und mußte meine Rathschläge um so höher achten, als er mehr als einmal bereut hatte, sie nicht befolgt zu haben. Im vergangenen Herbst, als ich vierzehn Tage in der Bastide Vialard verweilte, begegnete mir die Gräfin mit Wohlwollen und großer Artigkeit. Emma, die ich von ihrer zartesten Kindheit an kannte, bewies mir sanfte Zuneigung, und wir lebten in der unschuldigen Vertraulichkeit eines Bruders und einer Schwester. Ich war deshalb berechtigt zu glauben, daß, wenn der Augenblick da wäre, meine Ansprüche Anerkennung finden würden, als ich kürzlich in der Stadt, wo ich wohne, einen pressanten Brief von dem Grafen erhielt. Dieser lud mich abermals ein, einige Tage in der Bastide Vialard zuzubringen, und Sie können sich denken, wie glücklich ich mich fühlte. Sie waren, als ich Saint-Martin passirte, Zeuge der fieberhaften Ungeduld, welche ich empfand, und es war mir, als könnte ich niemals zeitig genug ankommen. Als ich von weitem die Dächer der Bastide erblickte, klopfte mein Herz so gewaltig, als ob es mir die Brust sprengen wollte. Ich bin für diese vorzeitige Freude hart gezüchtigt worden. Bei meiner Ankunft in der Bastide traf ich nämlich diesen Baron von Puysieux, den ich schon im vorigen Jahre hier gesehen und dessen Haltung damals eine sehr bescheidene war. Gegenwärtig aber übt er hier einen unumschränkten Einfluß. Er hat sich aller Gedanken des Grafen von Vaublanc bemächtigt, indem er mit einem

Credit paradirt, den ich für eingebildet halte, und er treibt den Grafen zu Unternehmungen, deren Kühnheit schon von der schlimmsten Vorbedeutung ist. Er bestrickt die Gräfin, indem er ihr unaufhörlich von den Vergnügungen von Paris und von den Salons von Paris erzählt, deren Orakel er zu sein vorgibt. Endlich ist es ihm auch, ich weiß nicht wie, gelungen, Emma zu umgarnen, die sonst so gut und so naiv war. Sie sieht jetzt nur ihn, sie hört nur ihn, achtet, bewundert und liebt nur ihn. Gleich von dem ersten Augenblick meiner Ankunft an hatte ich Beweise von der verderblichen Veränderung der ganzen Familie in Bezug auf mich. Der Graf fragt mich allerdings noch um Rath in Bezug auf die wichtigen Interessen, wobei sein ganzes Vermögen auf dem Spiele steht, aber es scheint, als wäre er eingenommen gegen mich und er ärgert sich über den Widerspruch, den mein Gewissen mich zwingt, gegen seine Ansichten zu erheben. Frau von Vaublanc begegnet mir mit eisiger, verächtlicher, beinahe feindseliger Höflichkeit. Emma besonders, Emma ist spöttisch, verleumderisch und kokett geworden. Sie steht fortwährend mit diesem verhaßten Baron gegen mich im Bunde. Sie lacht über seine Epigramme, sie schenkt seinen insolenten Aeußerungen Beifall, auch haben Sie so eben selbst sehen können, mit welcher Arroganz er sich benimmt. Ich bin nun aber entschlossen, ihm den Platz zu räumen. Bliebe ich noch eine Stunde länger in der Bastide, so verlöre ich den Verstand und der Zorn triebe mich vielleicht zu irgend einer beklagenswerthen That. Besser ist es, wenn ich gehe, und ich werde Emma, die plötzlich einen so unerklärlichen Widerwillen gegen mich gefaßt hat, niemals wiedersehen.«

Seine Thränen flossen von Neuem. Valerie sah ihn lächelnd und nachsichtig an.

»Na, Herr Gerard,« antwortete sie, »hier liegt noch kein Grund vor, um auf diese Weise den Muth zu verlieren, und ich bin von der Bevorzugung, welche Emma, wie Sie meinen, dem Herrn von Puysieux erweist, noch keineswegs überzeugt. Emma scheint mir lebhaft, lachlustig, vielleicht ein wenig muthwillig zu sein, aber ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht auch Intelligenz und Herz besäße. Verlieren Sie daher nicht den Muth, Fräulein von Vaublanc kann nicht verfehlen, bald wieder zu Ihnen zurückzukommen und Ihren Werth anzuerkennen. Was diesen Baron von Puysieux betrifft, so ist er ihrer unwürdig, und glauben Sie mir, er wird sie niemals heiraten.«

»Das klingt, Madame, als ob Sie Kenntniß von irgend einer Thatsache hätten, welche Herrn von Puysieux nicht zur Ehre gereicht. Allerdings hat er lange in dem Departement *** gewohnt und der Herr Präfect, Ihr Gemal, hat besser als irgend Jemand die Wahrheit in Bezug auf seine Verhältnisse wissen können. Ich selbst entsinne mich, daß frühere Gerüchte, die ihm durchaus nicht günstig waren, in der Welt circulirten; und als ich bei meiner Ankunft hier den Baron einen so hohen Platz in der vertrauten Freundschaft einer achtbaren Familie einnehmen sah, fragte ich mich, ob es nicht meine Pflicht sei, diesen Umstand dem Grafen zu offenbaren. Bei weiterem Nachdenken erschien es mir doch widerwärtig, den Ruf des Barons auf einige unbestimmte und vielleicht verleumderische Angaben hin anzugreifen, und deshalb habe ich geschwiegen.«

»Daran haben Sie recht gethan, Herr Gerard; nichtsdestoweniger aber legen Ihre Zuneigung zu Emma, das Interesse, welches Sie an Herrn von Vaublanc nehmen, Ihnen die Verbindlichkeit auf, die Schritte dieser verdächtigen Persönlichkeit zu überwachen. Glauben Sie mir daher — verlassen Sie die Bastide nicht so schnell — entsagen Sie nicht auf diese Weise ohne Kampf einem rechtschaffenen und liebenswürdigen Kinde, welches Ihnen nicht so abgeneigt ist, als Sie vielleicht glauben. Wenn sich ein böser Dämon in dieses Haus geschlichen hat, so seien Sie der Schutzengel desselben und bemühen Sie sich, den schlimmen Einfluß zu neutralisiren. Wie könnten Sie wagen sich den Freund dieser Familie zu nennen, wenn Sie gleich bei dem ersten Anstoße vor der drohenden Gefahr fliehen wollten?«

Diese in festem und überredendem Tone gesprochenen Worte beruhigten den jungen Ingenieur wieder; er trocknete sich die Augen und richtete den Kopf empor.

»Madame,« sagte er mit überwallender Empfindung, »es ist ein glücklicher Zufall, der Sie mir in diesem Augenblick des Zweifels und der Entmuthigung hat begegnen lassen, um mich zu beklagen, mich aufrecht zu erhalten und mir zu zeigen, was ich thun soll. Sie haben Recht — es ist mir noch nicht erlaubt, das Spiel aufzugeben. Es ist allerdings möglich, daß Emma von ihrer Eingenommenheit gegen mich nicht wieder zurückkommt, aber dann muß ich nichtsdestoweniger Alles aufbieten, um ihren Vater vom Verderben zu retten, wenn es noch Zeit ist.«

»Wie, Herr Gerard,« fragte die Postmeisterin er-

staunt, »sollte der Graf, den man für so reich hält, in Gefahr schweben, ruinirt zu werden?«

»Ihnen, Madame, kann ich gestehen, was ich hier Niemandem gestehen würde. Auf dem Wege, welchen Herr von Vaublanc betreten hat, ist ein Vermögen schnell gewonnen, aber auch schnell verloren, und ich fürchte, daß jetzt bei ihm die schlimmen Aussichten nahe daran sind, über die guten den Sieg davonzutragen.«

»Dann kann Herr von Puysieux von diesem Umstand nicht unterrichtet sein, denn er würde sich hüten, die Tochter eines ruinirten Mannes heiraten zu wollen. Wohlan, mein Herr, je mehr diese Familie bedroht ist, um so mehr kommt darauf an, daß ihre Freunde ihr treu bleiben. Versuchen Sie, sie zu retten und Gott wird Ihnen beistehen.«

Während dieses Gesprächs hatte man die ersten Häuser des Fleckens erreicht. Die Postmeisterin blieb stehen.

»Herr Gerard,« hob sie in verlegenem Tone wieder an, »meine Stellung gebietet mir Rücksichten, die vielleicht übertrieben sind, die Sie aber ohne Mühe verstehen werden — trennen wir uns daher. Ich kehre nach Saint-Martin zurück und Sie werden nicht zögern, sich wieder nach Bastide Vialard zu verfügen.«

»Sie haben mir wieder Kraft und Muth dazu gegeben, Madame, und ich danke Ihnen dafür. Ich verspreche Ihnen, hinfort das Benehmen des Herrn von Puysieux mit Geduld zu ertragen, obschon zuweilen mir das Blut in den Adern kocht. — Leben Sie wohl. Ohne Zweifel werde ich Sie bald wiedersehen. Wenn Alle, die im Begriff stehen, Thorheiten oder Fehler zu begehen, das Glück

hätten, eine Vertraute zu finden wie Sie, so stünde es besser mit der Menschheit und dieselbe würde sich viel Reue ersparen.«

Er grüßte und entfernte sich auf dem Seitenwege, während Valerie, nachdem sie ihren Schleier herabgeschlagen hatte, mit raschen Schritten die einzige Gasse des Fleckens hinabging.

Anfangs war sie nachdenklich. Die Mittheilungen des Ingenieurs schienen ihre gewohnte Traurigkeit noch höher gesteigert zu haben. Dennoch glaubte sie zu bemerken, daß die Neugier der Leute des Dorfes in Bezug auf sie in diesem Augenblick etwas Eigenthümliches hatte. Man zischelte, wo sie vorüberging, und Aller Augen folgten ihr mit noch hartnäckigerer Unbeweglichkeit als gewöhnlich.

Die allgemeine Eingenommenheit war von der Art, daß mehrere Notabeln vergaßen, die neue Postmeisterin zu grüßen, und daß der Herr Maire, der, als sie vorüberkam, an seinem Fenster stand, sich schleunigst zurückzog.

Die Postmeisterin beunruhigte sich nicht sehr über alle diese Anzeichen, die nichtsdestoweniger ihre Bedeutung haben konnten; als sie sich aber ihrer Wohnung näherte, hörte sie Madame Chervis, welche in zornigem Tone sprach, und Betheuerungen, Klagen und schluchzende Töne, welche ihr antworteten.

Nun aber ward Valerie wirklich unruhig und beeilte sich, in das untere Zimmer zu treten, wo sie Augenzeugin eines völlig unerwarteten Auftritts war.

Sechstes Capitel.

Die Untersuchung.

Madame Chervis, Therese, die beiden Postboten, kurz, das ganze Personal der Post von Saint-Martin war in diesem Augenblicke in dem Bureau versammelt, und der sorgfältig geschlossene Schalter gestattete profanen Augen nicht, zu sehen, was hier vorging.

Die auf einem Schemel sitzende, das Gesicht mit ihrer Schürze verhüllende Briefträgerin stieß ein geräuschvolles Schluchzen aus, welches sich bis auf die Straße hinaus hörbar machte.

Ein wenig weiter hin standen die beiden Männer und schienen nicht weniger betrübt zu sein, obschon ihre Betrübniß weniger expansiv war. Jacques Dumoulin, vom südlichen Bezirk, sprach mit südlicher Zungenfertiggkeit, indem er sich mit Energie geberdete, während Faucheux, vom nördlichen Bezirk, auf seinem Klumpfuße stehend und beide Hände auf den Knopf seines Stockes stützend, das blödsinnige Aussehen eines Bauers hatte, der das Unglück, welches ihn betroffen, vergebens zu begreifen sucht.

Was Madame Chervis betraf, so wäre es unmöglich, von dem Schmerz und der Entrüstung, welche sich in jeder ihrer Geberden, in jedem ihrer Worte aussprachen, einen richtigen Begriff zu geben.

Sie war noch in jenem nicht sehr eleganten Negligé, welches sie des Morgens trug und welches in einem großen, schlechtsitzenden Rocke und in einer schiefstehenden Nacht-

haube bestand, die einige rebellische Flechten grauen Haares hervorlugen ließ.

Aber es war auch jetzt kein Augenblick, wo es sich um Toilette handelte. Madame Chervis saß in ihrem Postmeistersessel — einem alten Strohstuhl mit einem Kissen von verschossenem Sammet — und hielt ihre Assisen in der Mitte ihrer Untergebenen und schien einen Schuldigen zu suchen.

Die Hand auf einem Tisch ausgestreckt, wo man Briefcouverts, amtliche Bekanntmachungen und tausend andere Papiere liegen sah, sprach sie mit immer steigender Heftigkeit, und das Feuer ihres Blickes, die rothen Flecken, welche ihr Gesicht färbten, verriethen ebenso wie ihre Donnerstimme den Ernst des Ereignisses, um welches es sich handelte.

Als Valerie eintrat, schwieg mit einem Male Alles, als ob man die Indiscretion eines Eindringlings gefürchtet hätte, kaum aber hatte man die neue Herrin des Hauses erkannt, so erhob sich Madame Chervis mit Ungestüm.

»Ah, Sie kommen gerade recht, Madame,« rief sie. »Ich erwartete Sie mit Ungeduld. Ja, ich wünschte, Sie bald zurückkommen zu sehen, denn wir stecken da alle in einer schönen Geschichte und es ist nicht mehr als billig, daß Sie auch Ihren Antheil an dem Feste haben!«

»Mein Gott, was geht denn vor?« fragte Valerie, die sich nicht enthalten konnte, über die tragikomische Miene der Madame Chervis zu lächeln.

Dieses Lächeln aber entfesselte sofort über ihrem Haupte das Ungewitter, welches noch einen Augenblick vorher über den Häuptern der Subalternen grollte.

»Ha! Sie lachen, Madame?« rief die alte Postmeisterin. »Wir werden aber sogleich sehen, ob Sie die Sache so spaßhaft finden. Wissen Sie wohl, die Verantwortlichkeit für das, was geschehen, ruht auf Ihnen, auf Ihnen allein, welche Sie die gegenwärtig fungirende Postmeisterin des Bureaus von Saint-Martin les Monts sind. Ich für meine Person bin hier nichts mehr; ich bin weiter nichts als Ihre Gehilfin, höchstens Ihre Freundin, die Ihnen bei Ihren Dienstverrichtungen wohlwollend Beistand leistet. Die Verantwortung vor der Postadministration und vor der Justizbehörde, wenn die Sache so weit kommt, wird daher ausschließlich auf Sie zurückfallen. Ich für meine Person ziehe den Kopf aus der Schlinge. Die Sache geht mich nichts mehr an; ich kenne das Gesetz, das versichere ich Ihnen.«

Valerie war ganz verblüfft.

»Sie erschrecken mich, Madame Chervis,« antwortete sie. »Ich bitte Sie, was ist denn vorgefallen?«

»Ah! Jetzt lachen Sie wohl nicht mehr? Ich dachte mir es gleich, daß Ihre Heiterkeit nicht lange dauern würde. Sie sollen aber wissen, was vorgefallen ist, Madame. Die Post ist bestohlen worden und der Dieb oder die Diebin kann nur hier sein — die Diebin sind Sie, oder ich, oder Therese, der Dieb ist Faucheux oder Dumoulin. Sie sehen, daß ich nicht lange um die Sache herumgehe, sondern die Geschichte kurz und rein erzähle.«

Madame Arnaud besaß zu viel Zartgefühl, und war an eine gewisse Zurückhaltung der Sprache allzusehr gewöhnt, um nicht von den rohen und übelklingenden

Ausdrücken, deren sich die Postmeisterin bediente, sehr unangenehm berührt zu werden.

»Ich werde glauben,« entgegnete sie mit Würde, »daß es, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist, hier weder einen Dieb noch eine Diebin gebe, und diese braven Leute werden ganz gewiß derselben Meinung sein.«

»Ach ja, Madame,« rief Therese, indem sie ihr dickes, rothes, ganz von Thränen benetztes Gesicht emporrichtete; »ich wenigstens habe die Post nicht bestohlen. Heilige Jungfrau, muß ich es erleben, mich einer solchen Nichtswürdigkeit anklagen zu hören! O mein Gott, nimm mich zu Dir! — Ich will sterben — ich bin todt!«

Und ihre Thränen begannen von Neuem zu fließen.

»Na, zum Teufel, ich bin es auch nicht,« rief Jacques Dumoulin, indem er sich in leidenschaftlichen Pantomimen erging. »Ich bin seit sechs Jahren in der Briefpost bekannt und Niemand kann gegen meinen Dienst etwas sagen. Ja, man ist bekannt und man ist im Punkte der Ehre gut beschlagen, tron de dion! Ha, wenn mir Jemand draußen im Freien zu sagen wagte, ich hätte die Post um Geld bestohlen, der sollte sehen, mit wem er es zu thun hätte. Ich hiebe ihn zu Kochstücken zusammen.«

Und während er dies sagte, arbeitete er mit Füßen und Händen auf einen eingebildeten Feind los.

»Also,« sagte Faucheux seinerseits in kurzem schroffen Tone, »wie es scheint, bleibt die Geschichte auf mir sitzen, obschon ich nicht einmal weiß, wie dies möglich wäre. Ich habe den nördlichen Bezirk und dieser Brief betrifft den südlichen, das ist klar. Und dann,« fuhr er fort, indem er sich mit seiner großen schwieligen Hand über die Stirne fuhr,

»wenn dieser Unglücksbrief wirklich so viel Geld enthalten hätte, wie man sagt, wie käme es dann, daß er so klein gewesen wäre? Nach meiner Meinung hätte er dann so groß sein müssen wie ein Kürbis und es wären wenigstens zwei Mann nöthig gewesen, um ihn nach der Bastide Vialard zu tragen.«

Niemand war so mitleidig, dem armen Klumpfuß die Erklärung dieses Räthsels zu geben, und Madame Chervis hob, sich zu Valerien wendend, wieder an:

»Sie sehen, wie diese Leute sich vertheidigen. Wenn man sie hört, sollte man glauben, sie wären kleine Heilige, und in der That hat man ihnen auch bis auf den heutigen Tag nichts Erhebliches zum Vorwurf machen können. Wenn sie aber die Wahrheit sprechen, so gibt es weiter Niemanden als Sie und mich, welcher die Unterschlagung hat begehen können, deren man die Post von Saint-Martin beschuldigt.«

»Eine solche Voraussetzung, Madame Chervis, ist Ihrer ebenso unwürdig als meiner,« hob Valerie mit edlem Stolz wieder an. »Doch ich bitte Sie, erzählen Sie mir den Vorfall, um welchen es sich handelt, und hüten wir uns, Jemanden zu beschuldigen, ehe wir reiflich darüber nachgedacht haben.«

Valeriens Gemessenheit und Kaltblütigkeit beschwichtigten die Aufregung der Anwesenden. Madame Chervis selbst gelang es, wieder so viel Geistesgegenwart zu sammeln, um die Ursache dieser gewaltigen Aufregung in wenig Worten auseinanderzusetzen.

Am Abend vorher waren mehrere Briefe für die Bastide Vialard eingetroffen; da der Graf von Vaublanc

aber versäumt hatte, sie, wie er sonst zu thun pflegte, abholen zu lassen, so hatten sie erst am Morgen zur gewöhnlichen Stunde der Ausgabe expedirt werden können. Demzufolge waren sie wenigstens zwölf Stunden in dem Bureau zu Saint-Martin liegen geblieben.

Nun aber hatte der Graf beim Oeffnen seiner Correspondenz eine sehr ernste Thatsache constatirt.

Unter diesen Briefen befand sich einer, der den Poststempel einer benachbarten Stadt trug. Man erinnert sich, daß der Graf damals beschäftigt war, eine Eisenbahngesellschaft zu gründen. Der fragliche Brief war ihm von einem Grundeigenthümer zugesendet, welcher, da er sich bei dieser Gesellschaft zu betheiligen wünschte, es angemessen gefunden hatte, seinem Wunsche zwei Bankbillets von tausend Francs jedes hinzuzufügen, um seine Subscription im voraus zu bezahlen. Der Brief war auch richtig an seine Adresse gelangt, die Bankbillets aber, die er enthalten sollte, waren verschwunden und ein geschickt in das Couvert gemachter Einschnitt verrieth, auf welchem Wege die kostbaren Vögel entschlüpft waren.

Herr von Vaublanc hatte sofort, als er die Entfremdung bemerkt, einen Diener an die Postmeisterin von Saint-Martin abgeschickt, um ihr das Verbrechen anzuzeigen, während er ihr zugleich den durchlöcherten Brief als Beweisstück zusendete.

Wer konnte nun der Urheber dieses Diebstahls sein? Der Fußpostbote Jacques Dumoulin war beauftragt gewesen, den Brief nach der Bastide Vialard zu tragen, aber er schwur bei allen Göttern, daß derselbe zugleich mit den andern in seiner Tasche stecken geblieben sei und daß er ihn

nicht eher als im Augenblicke der Abgabe angerührt habe.

Ueberdies hatte er nicht mehr Zeit als gewöhnlich gebraucht, um seinen Rundgang zu machen, und mehrere Personen aus der Nachbarschaft waren ihm begegnet, während er ruhig seiner Dienstpflicht nachging.

Wenn dagegen andererseits der ausgeplünderte Brief die vergangene Nacht in dem Bureau von Saint-Martin geblieben war, so hatte er doch hier nicht dem Ersten Besten zur Verfügung gestanden, sondern war sorgfältig mit den übrigen Packeten in eine Cassette verschlossen gewesen, zu welcher Madame Chervis den Schlüssel hatte, und erst zur Stunde des Sortirens hatte er in die Hände Theresens oder Pierre's Faucheux kommen können. In dem Dienste dieser beiden Personen aber war eben so wenig wie in dem Jacques Dumoulin's eine Unregelmäßigkeit zu bemerken gewesen, und das Verschwinden der Werthpapiere erschien daher vollständig unerklärlich.

»Begreifen Sie wohl,« sagte Madame Chervis, »diesen Dummkopf, diesen Pinsel, der in einem einfachen Brief Gegenstände von solcher Wichtigkeit einschließt? Konnte er nicht für einige Sous Porto mehr seinen Brief recommandiren und auf diese Weise die Administration veranlassen, besonders Acht darauf zu geben? Er wird seine Dummheit hart büßen müssen, denn die Post steht nicht für nichtdeclarirte Werthe und er wird daher seine zweitausend Francs einbüßen. — Mag er sie nun aber einbüßen oder nicht, so ist das Bureau von Saint Martin deswegen nicht weniger entehrt. Die Oberverwaltungs-Behörde wird jedenfalls eine Untersuchung anordnen; die

Justiz wird wahrscheinlich eine zweite einleiten, und wenn auch die Administration und die Justiz sich nicht hineinmischten, so müssen wir doch alles Mögliche aufbieten, um den Schuldigen zu entdecken.«

»Da haben Sie ganz Recht, Madame Chervis,« entgegnete Valerie in festem Tone. »Unsere Ehre verlangt, daß dieses beklagenswerthe Ereigniß sich aufkläre. Wohlan denn, da wir hier Alle ein größeres oder geringeres Interesse daran haben, daß die Wahrheit an den Tag komme, so wollen wir sie auch sofort zu ermitteln suchen.«

Gleichzeitig begann Valerie mit einer Klarheit und einem Scharfsinn, den man von einer so jungen und anscheinend so unerfahrenen Frau nicht hätte erwarten sollen, nach der Reihe jeden der Anwesenden über die Verwendung seiner Zeit während des vorigen Abends und während des Morgens, über seine Dienstverrichtungen und die Wahrnehmungen, die er vielleicht dabei gemacht, auszufragen.

Alle antworteten auf zufriedenstellende Weise, und es ergab sich aus diesem Verhör keinerlei Verdachtsgrund.

Nun verlangte Madame Arnaud den Brief zu sehen, welcher die Werthpapiere enthalten, und der, wie wir bereits gesagt, von dem Grafen wieder an das Bureau zurückgesendet worden.

Sie drehte ihn lange in der Hand hin und her und betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit.

Das Couvert war von starkem Papier und das Wachssiegel schien keine Veränderung bis zu dem Augenblick erlitten zu haben, wo es von dem Adressaten erbrochen worden. Der Einschnitt war an der Seite längs

der Biegung des Couverts bewirkt worden. Er war nicht groß, und da man nach Verübung des Diebstahls Sorge getragen hatte, die getrennten Ränder mit ein wenig Kleister wieder zusammenzufügen, so mußte es auf den ersten Anblick beinahe unmöglich gewesen sein, den Betrug zu erkennen.

Madame Arnaud überzeugte sich von allen diesen Einzelnheiten, ohne etwas zu sagen. Plötzlich wendete sie sich zu Dumoulin.

»Mein Freund,« sagte sie zu ihm mit verstellter Gleichgiltigkeit, »habt Ihr vielleicht ein Federmesser oder ein anderes, recht scharfes Messer, damit ich mir eine Probe von diesem Papier abschneiden kann?«

»Ein Federmesser, Madame?« entgegnete Jacques einfach. »Nein, das habe ich noch niemals gehabt, aber ich hab' mein Gartenmesser, welches ich stets bei mir führe, denn man weiß nicht, was man unterwegs abzuschneiden haben kann.«

Damit zog er aus seiner Tasche ein Messer mit krummer Klinge und plumpem Horngriff, öffnete es und überreichte es, nachdem er es an seinem Beinkleide abgewischt, mit dienstfertiger Miene der Postmeisterin. Diese überzeugte sich mit einem einzigen Blicke, daß es unmöglich gewesen wäre, mit einem solchen Instrumente den feinen Einschnitt in das Couvert zu bewirken. Sie wies daher das Gartenmesser zurück, indem sie in verächtlichem Tone sagte:

»Was soll ich damit machen? Ihr, Faucheux,« setzte sie zu dem Hinkenden gewendet hinzu; »könnt Ihr mir vielleicht ein geeigneteres Messer leihen?«

Klumpfuß brachte mit derselben Dienstfertigkeit wie sein Camerad ein kleines Messer für sechs Sous mit wackeliger Klinge zum Vorschein, woran man noch die Spur von den Zwiebeln sah, womit sein Besitzer sich am Abend vorher regalirt hatte. Dieses Messer war an der Spitze rund und es schien vollkommen unmöglich, damit einen so scharfen und regelrechten Schnitt wie der an dem geplünderten Briefe zu thun.

Valerie wendete Faucheux den Rücken.

»In der That,« sagte sie mit gut gespielter Ungeduld, »es ist mit euren plumpen Dorfmessern nichts anzufangen. Therese, mein gutes Mädchen, könnt Ihr mir nicht aus der Verlegenheit helfen?«

»Ich bin nicht gewohnt, ein Messer bei mir zu tragen,« antwortete die Briefträgerin, »aber ich habe meine Schere, die ich nie ablege — hier ist sie.«

Sie überreichte eine Schere, welche sie nach der Sitte der Dorfbewohnerinnen an einem langen Bande am Gürtel hängen hatte. Madame Arnaud nahm sie und that, als ob sie sich derselben bedienen wollte, aber sie sah sofort ein, daß es ihr niemals gelingen würde, mit Theresens Schere Papier zu schneiden. Die beiden Klingen waren so schlecht zusammengefügt und so stumpf, daß augenscheinlich dieses plumpe Werkzeug nicht den feinen Schnitt hätte bewirken können, um welchen es sich handelte.

Auch gab Valerie es sofort der Briefträgerin mit verdrießlicher Miene zurück und fuhr fort, das Couvert des Briefes zu besichtigen.

Therese und die beiden Postboten hatten keine Ahnung von der Inquisition, deren Gegenstand sie gewesen

waren. Madame Chervis aber hatte die Absichten ihrer Collegin recht wohl verstanden und beobachtete sie mit Erstaunen und Bewunderung.

Endlich fand Valerie es angemessen, das Resultat ihrer Beobachtungen kundzugeben, und sie sagte zu Madame Chervis:

»Ich bin überzeugt, Madame, daß der Einschnitt in den Brief nicht das Werk von Theresens Schere, oder von Faucheux und Dumoulin's Messern sein kann. Ich würde eher glauben, daß er mit einer spitzigen und sehr feinen Schere, wie man sich ihrer beim Sticken bedient, bewirkt worden. Haben Sie vielleicht eine solche Schere, Madame Chervis?«

»Ich eine Schere, wie man sie beim Sticken gebraucht? Was fällt Ihnen ein, liebe Freundin? Ich habe in meinem Leben nicht gestickt, und meine Schere ist von der Theresens nicht sehr verschieden.«

»Wohlan,« fuhr Valentine lächelnd fort, »ich besitze eine solche Schere, zum Glücke aber für meine Ehrlichkeit ruht sie in meinem Necessaire, welches ich noch nicht Zeit gehabt habe auszupacken. Jetzt zu etwas Anderem. — Welcher Art Leim bedient man sich bei Ihnen, um die aus Versehen zerrissenen Kreuzbänder wieder zusammenzukleben, so wie zu andern dergleichen Bureauzwecken?«

»Mein Gott,« entgegnete Madame Chervis, »da macht man weiter keine großen Umstände. Man nimmt Oblaten oder zuweilen auch ein wenig Mehlkleister, den Therese in ihrem Küchenlöffel einrührt.«

»Und Sie haben hier keine Art Gummi, Mundleim — Citronenmundleim, z. B. wie der, dessen man sich be-

dient hat, um dieses Couvert, nachdem man es aufgeschnitten, wieder zu schließen?«

»Was sagen Sie, Madame?« fragte Madame Chervis ganz erstaunt.

»Schauen Sie her.«

Valerie übergab Madame Chervis den Brief und diese überzeugte sich in der That, daß die beiden Ränder des Einschnittes mittelst einer gummiartigen Substanz wieder vereinigt worden, die noch einen leichten, aber unverkennbaren Citronengeruch wahrnehmen ließ.

»Nun, liebe Freundin, was schließen Sie aus all' diesem?« fragte sie.

»Ich schließe daraus,« entgegnete Valerie mit Festigkeit, »daß es hier weder einen Dieb noch eine Diebin geben kann, wie Sie anfangs zu glauben schienen. Wir Angestellten haben weder das Werkzeug, welches erforderlich gewesen, um einen solchen Schnitt auszuführen, noch den feinen parfümirten Leim, mittelst dessen man die Oeffnung wieder geschlossen, in unserem Besitz gehabt. Uebrigens hätte eine solche Operation auch nicht in aller Hast und stehend oder im Gehen ausgeführt werden können. Im Gegentheile hat sie, nach der Zartheit und Sauberkeit der Arbeit zu urtheilen, ohne Zweifel eine Person zum Urheber gehabt, die ganz bequem vor einem Tische gesessen, der es nicht an Zeit gefehlt und die mit allen nothwendigen Gegenständen wohl versehen gewesen ist. Endlich, da der Brief kein äußeres Kennzeichen hatte, welches verrathen hätte, daß er Werthpapiere enthielt, so muß man glauben, entweder daß der Uebelthäter die Handschrift der Adresse kannte, oder aber, daß er eine wunderbare Ge-

schicklichkeit besaß, hinter dem dicken Papier des Couverts die Existenz der Banknoten zu errathen. Ich sage Ihnen daher nochmals: Der Diebstahl ist auf der Post von Saint-Martin nicht verübt worden und kann unseren Leuten nicht beigemessen werden.«

Diese Erklärung verursachte den Postboten und der Briefträgerin eine unbeschreibliche Freude. Therese hob die Hände gegen Himmel, wie um ihm zu danken, daß er auf diese Weise ihre Unschuld offenbar gemacht. Dumoulin ließ einen provençalischen Fluch los, während Faucheux, seinen Klumpfuß schaukelnd, sagte:

»Also ich bin es nicht gewesen und der Andere auch nicht? Dann will ich bei Mutter Grinchet einen famosen Schluck zu mir nehmen.«

Der Scharfsinn der jungen Frau versetzte Madame Chervis in förmliches Entzücken.

»Wissen Sie, daß Sie sich auf die Sache verstehen?« rief sie. »Sie sind wahrhaftig ein feiner Kopf! Und ich, ich hielt Sie für ein kleines Zuckerpüppchen, was nichts verstünde. Noch einmal, man traue nicht dem äußeren Schein. Auf mein Wort, kein Instructionsrichter hätte die Sache besser machen können. Therese, Dumoulin und Faucheux sind nun gerechtfertigt und weiß wie der Schnee!«

»Ha! Sie geben es endlich zu?« sagte die arme Briefträgerin.

»Es ist nicht Schade,« murmelte Jacques.

»Noch einen Augenblick,« hob Madame Chervis wieder an. »Wir sind hier Alle unschuldig, dies scheint klar zu sein, aber es genügt nicht, daß wir wechselseitig von unserer Unschuld überzeugt seien — es kommt darauf an,

daß die ganze Umgegend, daß die Oberpostverwaltung und die Justizbehörde davon eben so überzeugt seien wie wir. Um aber dahin zu gelangen, wird es noch unendlicher Verhandlungen bedürfen, und der Ruf eines Bureaus ist — das müßt Ihr wohl bedenken — eben so empfindlich, als der Ruf einer Frau. Die Sache ist daher noch nicht aus. Zweitausend Francs sind verloren gegangen, ein Brief ist geöffnet worden — dies sind positive Thatsachen. Es werden sich Streitigkeiten erheben, Prozesse sich entspinnen, die Administration wird die Sache ihren Gang gehen lassen — das ist ihr Recht. Warum hatte man auch nicht die Vorsicht gebraucht, diesen verwünschten Brief zu declariren? Nichtsdestoweniger werden sich die Gerüchte verbreiten, daß man in Saint-Martin die Briefe öffnet, daß man Geld daraus stiehlt- und unser Aller Ruf, so viel wir hier sind, wird dabei nichts gewinnen.«

»Das ist sehr wahr,« sagte Therese traurig; »man wird nicht mehr mit frei aufgerichteter Stirn in's Dorf gehen können.«

»Hören Sie mich an, liebe Madame Chervis,« hob Valerie mit nachdenklicher Miene wieder an: »ich bin nicht reich, wie Sie wohl glauben können, und meine Anstellung ist meine einzige Hilfsquelle, aber es wäre mir möglich, mir die gestohlene Summe zu verschaffen und den Betheiligten Schweigen aufzuerlegen, indem ich ihnen den ganzen Schaden ersetzte. Was sagen Sie zu dieser Idee? Dann würde man Alles der bei einem neuen Dienstantritt unvermeidlichen Unordnung beimessen, und es würde aussehen, als bezahlte ich mein Lehrgeld.«

»Wenn ich Ihnen aber sage,« rief die alte Post-

meisterin, »daß in dem gegenwärtigen Falle die Post nicht verantwortlich ist? Uebrigens bedenken Sie doch — die boshaften Leute würden vielleicht glauben, diese That wäre von Ihrer Seite nicht ein Beweis von Uneigennützigkeit, sondern eine gezwungene Wiederherausgabe.«

Valerie erröthete über diese, einem zarten Gefühle gegebene Auslegung und obschon an die eben nicht ängstlich bemessenen Ausdrücke der alten Directrice schon gewöhnt, konnte sie doch nicht umhin zu sagen:

»Ach, Madame, Sie bedienen sich sehr unglücklicher Worte!«

Madame Chervis hatte keine Ahnung davon, wie sie ihre Collegin hatte beleidigen können, dennoch aber trat in dem Bureau ein verlegenes Schweigen ein.

In Folge dieses Schweigens hörte man schüchtern an dem Schiebefenster kratzen, welches zum Verkehr mit dem Publicum bestimmt war.

Madame Chervis, wüthend darüber, daß man sich erlaubte, sie zu stören, fuhr von ihrem Stuhle empor und stand im Begriff dem oder der Zudringlichen, die sich auf diese Weise ankündete, barsch die Wege zu zeigen, als die Thür sich öffnete und man Jeanne Marsais, noch demüthiger und linkischer als gewöhnlich, eintreten sah.

Ungeduldig sagte die Postmeisterin zu ihr:

»Nun, was wollt Ihr schon wieder, Jeanne? Ich habe keinen Brief für Euch.«

Jeanne, die sich in Ehrfurchtsbezeigungen erschöpfte; schien durch diesen Empfang außerordentlich beunruhigt zu werden.

»Verzeihen Sie, Madame Chervis,« antwortete sie.

»Ich würde nicht gewagt haben zu kommen, weil ich fürchtete, mich Ihnen mißfällig zu machen. Suzette aber hat mich so sehr gedrängt, daß ich nicht länger widerstehen konnte.«

»Nun, was wünscht Ihr? Wir haben hier Geschäfte und folglich keine Zeit zu verlieren.«

Jeanne schwieg verlegen und erschrocken.

»Sie bringen diese arme Frau aus der Fassung,« hob Valerie wieder an, »und werden nichts von ihr erfahren, wenn Sie in diesem Tone mit ihr sprechen. — Also, Jeanne,« fuhr sie in freundlichem Tone fort, »was habt Ihr Madame Chervis oder mir zu sagen?«

»Allen beiden, wenn's Ihnen beliebt, Frau Postmeisterin,« antwortete die Bäuerin; »denn Madame Chervis ist auch gut, obschon zuweilen ein wenig hitzig. Man erzählt nämlich im Dorfe, Sie wären wegen einer verlorengegangenen Summe Geldes beide in Verlegenheit und das macht Suzetten und mir großen Kummer. Ist die Sache denn auch wahr?«

»Wie, um dies zu erfahren, fallt Ihr hier herein wie eine Bombe?« rief Madame Chervis in rauhem Tone. »Man hat Euch etwas aufgebunden, Jeanne Marsais. Aber wenn auch dieses Gerücht wahr wäre, welches Interesse könntet Ihr und eure Tochter daran nehmen?«

»Ah, also ist es wahr? Sie geben es also zu? Dann hatte Suzette Recht und wir sind nun an der Reihe, Ihnen einen Dienst zu leisten.«

»Wie!« rief Madame Chervis, »könnt Ihr uns vielleicht Aufschluß in Bezug auf die zweitausend Francs geben, die auf so unbegreifliche Weise verschwunden sind?«

»Zweitausend Francs!« wiederholte die Bäuerin mit Bestürzung.

Und die Augen niederschlagend, fuhr sie gleich darauf fort:

»Ich weiß nichts, Madame, ich habe nichts gefunden. Suzette und ich, wir wußten nicht, daß Sie so viel Geld brauchten, indessen, da Sie sich wirklich in Verlegenheit befinden, so bringe ich Ihnen mit, was wir haben. Hier sind daher erstens die vierzig Francs von Monsieur und dann die fünfzehn Francs von Noël, meinem ältesten Sohn. Davon aber habe ich fünf Francs sieben Sous an den Bäcker Bernard bezahlt und dann zweiundfünfzig Sous für Milch, so daß nicht mehr als —«

»Aber, liebe Frau, wo wollt Ihr denn eigentlich hinaus?«

»Nun, Madame Chervis, ich bringe Ihnen alles mit, was wir noch haben — sechsundvierzig Francs, fünf Sous, und Suzette und ich, wir hoffen, daß dies Sie und die andere vortreffliche Dame aus der Verlegenheit ziehen helfen wird. Sie brauchen sich nicht zu ängsten, wie bald Sie uns dieses Geld wieder geben wollen. Da man glaubt, daß wir dessen jetzt viel haben, so wird man sich nicht weigern, uns zu borgen, und dann brauchen wir auch so wenig!«

Gleichzeitig nahm sie aus dem Zipfel ihres alten Taschentuches zwei Goldstücke und einige Münze, welche sie naiv den beiden Postmeisterinnen anbot.

Valerie war bis zu Thränen gerührt über eine Uneigennützigkeit, in welcher sich so viel Einfachheit und Seelengröße kundgab. Madame Chervis aber betrachtete die

Sache nicht von demselben Gesichtspunkte, sondern sagte ärgerlich:

»Ihr seid wohl nicht recht bei Verstande? Was könnten uns denn eure lumpigen —«

»Ich bitte Sie, liebe Freundin, seien Sie nicht unfreundlich gegen diese würdige Frau!« unterbrach sie Valerie. »Ihre That ist der schönste Lobspruch, den man Ihrer Handlungsweise in diesem Orte zollen kann, und Sie müssen sie später als ein Ehrendenkmal bezeichnen.«

Dann wendete sie sich zu der Bäuerin, die ganz verlegen dastand.

»Dank, meine brave Jeanne Marie,« fuhr sie in gütigem Tone fort, »behaltet dieses Geld für eure Bedürfnisse und für die eurer Tochter. Es kann uns nichts nützen. Wir sind Euch aber deswegen für euer Anerbieten nicht weniger dankbar und was mich betrifft, so werde ich die Erinnernng daran stets bewahren.«

»Also, Sie wollen meine sechsundvierzig Francs nicht?« fragte Jeanne sehr betroffen.

Madame Arnaud wollte antworten, als das Geräusch von Tritten in der Hausflur die Ankunft einer fremden Person verkündete. In demselben Augenblicke ward an das Schaltfenster geklopft und Madame Chervis beeilte sich zu öffnen.

Es war Charles, der Diener der Bastide Vialard. Er überreichte einen mit einem großen Siegel verschlossenen Brief, und sagte in höflichem Tone:

»Von meinem Herrn, dem Herrn Grafen von Vaublanc, an Madame Arnaud, die neue Postmeisterin von Saint-Martin.«

»An mich?« fragte Valerie erstaunt.

»Sollt Ihr Antwort mitbringen?« fragte Madame Chervis.

»Nein, Madame.«

Charles griff an seine Mütze und entfernte sich.

Valerie bemächtigte sich des Briefes, der in der That an sie adressirt war, und erbrach das Siegel. Das ganze Postpersonal schien in Todtenangst zu schweben.

»Ohne Zweifel wird der Graf ungeduldig,« sagte Madame Chervis, »und will die gerichtliche Verfolgung anhängig gemacht sehen.«

»Man wird uns Alle ins Gefängniß schleppen,« rief Therese; »Gott erbarme sich unser!«

»Ach, dummes Zeug, wir haben ja nichts Böses gethan,« sagte Jacques Dumoulin vom südlichen Bezirk.

»Was mich betrifft, so begreife ich die ganze Sache nicht,« murmelte Faucheux vom nördlichen Bezirk.

Mittlerweile hatte Valerie den Brief rasch durchflogen.

»Es ist nicht so, wie Sie glauben,« sagte sie zu Madame Chervis; »hören Sie, was Herr von Vaublanc mir schreibt.«

Und sie las unter dem tiefsten Schweigen:

»Frau Postmeisterin!

»Nach reiflicher Ueberlegung wünsche ich dem Vorfall, den ich durch meinen Brief vom heutigen Tage zu Ihrer Kenntniß habe bringen müssen, keine weitere Folge zu geben. Der gute Ruf des Postbureaus von Saint-Martin ist zu fest begründet, und dieses Bureau ist früher eben so wie jetzt von zu ehrenwerthen Personen geleitet worden,

als daß ich den geringsten Verdacht darauf möchte ruhen lassen. Deshalb bin ich gern bereit, den Bitten meiner Tochter nachzugeben, welcher Sie heute Morgen Gelegenheit gehabt haben einen Dienst zu leisten, für welchen ich Ihnen stets dankbar sein werde. Wir wollen deshalb diese mißliche Angelegenheit vollständig der Vergessenheit anheim geben. Ich werde der Actienforderung entsprechen, als ob ich die Fonds, die auf so seltsame Weise abhanden gekommen sind, wirklich erhalten hätte, und ich fühle mich glücklich, Madame, diese Gelegenheit zu finden, Ihnen die Gesinnungen von Hochachtung uud Werthschätzung zu erkennen zu gebeu, womit ich verharre

»Leopold, Graf von Vaublanc.«

Madame Chervis hatte keine Kenntniß von den Umständen, auf welche der Brief anspielte. Valerie mußte ihr erklären, wie sie am Morgen den Damen von Vaublanc begegnet war und wie sie in der That Gelegenheit gehabt hatte, Emma einen kleinen Dienst zu erweisen.

»Parbleu! das ist ein Abenteuer, welches gerade zu gelegener Zeit gekommen ist!« sagte die alte Postmeisterin. »Nun begreife ich, warum der Graf sich so begütigt zeigt. Indessen mag der Grund sein, welcher er will, so ist doch nun auf alle Fälle die Ehre des Bureaus gerettet. Habt Ihr es gehört?« fuhr sie fort, indem sie sich an die Postboten und die Briefträgerin wendete, welche an diese glückliche Entwickelung noch gar nicht zu glauben wagten. »Ihr könnt jetzt zu euern Beschäftigungen zurückkehren, und je weniger Ihr von dieser Geschichte sprecht, desto besser wird es sein. Ihr werdet Euch aber dies zur Lehre dienen lassen, hoffe ich, und eure Pünktlichkeit und euren

Eifer verdoppeln, um zu keiner neuen Klage Anlaß zu geben. — Therese, mein liebes Kind, Du gibst Dir oft eine wichtige Miene, die Dir nicht zukommt, und dein Stolz könnte Dich ins Verderben stürzen. Ihr, Jacques, plaudert allzuoft und allzugern mit jedem hübschen Mädchen, welches Euch in den Weg kommt, und Faucheux würde, anstatt in allen Wirthshäusern zu trinken, wohl thun, wenn er sich ein wenig mehr im Lesen übte. Das lasse man sich gesagt sein und gehe seines geraden Weges, wenn es möglich ist.«

Diese zurechtweisende Anrede, welche den ganzen Hergang für die Unterbeamten der Post in glücklicher Weise beendete, ward mit großen Demonstrationen von Freude aufgenommen.

»Ach, Madame,« rief Therese, »was Sie auch sagen mögen, so werde ich doch sehr froh sein, wieder, ohne erröthen zu müssen, im Flecken umhergehen zu können. Ich gelobe, neun Tage lang alle Morgen zum Brunnen des heiligen Martin zu wallfahrten, um dem guten Heiligen dafür zu danken, daß er uns aus dieser schlimmen Geschichte gezogen hat.«

»Mamsell Therese,« hob Jacques in heuchlerischem Tone an, »werdet Ihr mir nicht erlauben, Euch zu begleiten? Ich war der am meisten Compromittirte, weil ich diesen Unglücksbrief zu bestellen gehabt hatte, und auch ich bin dem heiligen Martin großen Dank schuldig. Uebrigens ist der Brunnen über eine halbe Stunde von hier entfernt und Ihr werdet Jemanden bedürfen, der Euch unterwegs beschützt.«

Theresens Antwort auf diesen frommen und uneigen-

nützigen Vorschlag ward nicht gehört, denn Klumpfuß hob seinen Stock empor und sagte, um die Sache auf würdige Weise zu schließen:

»Also es ist nun Alles aus und man kann gehen und eins trinken. Nichtsdestoweniger weiß ich immer noch nicht, wie ein elender Brief so viel Geld enthalten konnte. Es war ja keine Anweisung auf die Post — ein Stück rothes Papier, wie es deren gibt — aber was war es denn sonst? Ich werde mich bei Mutter Grinchet darnach erkundigen.«

Therese und die beiden Postboten entfernten sich und man bemerkte nun Jeanne Marsais, welche sich schüchtern auf der Seite hielt.

Valerie näherte sich ihr, um sie auch zu verabschieden.

»Ihr seht, gute Frau,« sagte sie leutselig zu ihr, daß Alles sich wunderschön wieder ausgleicht. Es finden keine Reclamationen statt und es ist Niemand compromittirt. Sagt dies den Leuten im Orte — die ganze Sache war weiter nichts als ein Mißverständniß. Was Euch betrifft, so behaltet euer Geld und verwendet es zu den Bedürfnissen eurer kranken Tochter. Geht nicht allzu sparsam damit um, denn es wird dessen vielleicht mehr kommen, wenn dieses verthan ist. So lebt denn wohl. Besucht mich oft und weder Ihr noch Suzette werdet Ursache haben, es zu bereuen.«

Die Bäuerin wollte antworten, aber ein Stirnrunzeln von Madame Chervis schnitt dieses Gelüste kurz ab.

Jeanne machte daher einen Knix und verließ das Bureau.

Als die beiden Postmeisterinnen sich allein sahen, sagte Madame Chervis zu ihrer Collegin:

»Welch' ein Morgen, guter Gott! Ich glaubte den Verstand zu verlieren. Wohlan, gute Freundin, können Sie sich jetzt vielleicht entschließen, mit mir nach der Bastide Vialard zu kommen?«

»Ja, ja, Madame, Sie haben Recht,« entgegnete Valerie lebhaft, »trotz meines gefaßten Entschlusses ist ein Besuch in der Bastide jetzt für mich unerläßlich, und wenn Sie damit einverstanden sind, so werden wir uns binnen wenigen Augenblicken auf den Weg machen.«

»Gut, ich billige diesen Eifer. Meiner Treu, wir sind dem Grafen und ganz besonders dem liebenswürdigen Fräulein, welcher es gelungen ist, ihn so schnell zu besänftigen, eine schöne Wachskerze schuldig! Eine solche Anklage gleich bei dem Beginne Ihrer officiellen Carriere hätte Ihnen den größten Schaden bringen können. Im gelindesten Falle hätte man Sie der Nachlässigkeit oder der Unfähigkeit beschuldigt. Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge dagegen wird die Centralbehörde nichts erfahren und keine schlechte Notiz neben Ihren Namen geschrieben werden.«

»Wir verstehen einander nicht, Madame,« entgegnete Valerie kalt. »Wenn ich nach der Bastide Vialard gehe, so geschieht es, um meine Situation klarer zu machen. Ich werde Herrn von Vaublanc die Gründe auseinandersetzen, aus welchen ich an die vollständige Unschuld unserer Leute glaube, und wenn er diese Gründe gelten läßt, so werde ich sein edelmüthiges Anerbieten nicht zurückweisen. Hat er aber blos Rücksichten anderer Art, wie z. B. den Bitten

seiner Tochter nachgegeben, so bin ich entschlossen, ein Opfer zurückzuweisen, dessen einziger Beweggrund ein demüthigendes Mitleid wäre, und dann würde ich der Verantwortlichkeit, die in Folge meiner Function auf mir lastet, zu entsprechen, sollte ich selbst meine letzten Schmucksachen verkaufen.«

»Was sagen Sie?« fragte Madame Chervis ganz verblüfft, »Sie wollen sich weigern —«

»Liebe Freundin, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich will in mein Zimmer gehen, um mich anzukleiden. Treffen Sie Ihrerseits Ihre Vorbereitungen. Therese wird in unserer Abwesenheit das Bureau hüten.«

Und sie ging in das Nebenzimmer, während Madame Chervis wie betäubt sagte:

»Welch' eine Frau! Eine Prinzessin, eine echte Prinzessin — und dabei eine gute Person, der es nicht an Energie fehlt.«

Einige Augenblicke später lenkte Madame Chervis, mit ihrem berühmten Shawl und Federhut angethan, ihre Schritte nach der Bastide Vialard, begleitet von der jungen Postmeisterin, deren einfaches schwarzes Costüm, wie ihr selbst zum Trotz, stets das Gepräge der Eleganz und des guten Geschmackes trug.

Siebentes Capitel.

Der Salon der Bastide.

In der Nähe gesehen, täuschte die Bastide Vialard durchaus nicht die Begriffe von Großartigkeit und Pracht,

welche der Wanderer sich von weitem vielleicht davon machte. Sie war von einem ehemaligen Kaufmanne Namens Vialard erbaut und hatte anfangs Folie-Vialard, dann Bastide Vialard geheißen, und der Graf von Vaublanc, ihr gegenwärtiger Besitzer, hatte sie mit großen Kosten noch mehr verschönert.

Das Ganze bestand aus einem Hauptgebäude in talienischem Styl mit einer eleganten Säulenvorhalle und zwei Flügeln. Diese drei Gebäude schlossen einen umfangreichen Hof ein, dessen vierte Seite durch ein eisernes Gitter gebildet ward, in der Mitte des Hofes warf ein schöner Springbrunnen sein klares, durchsichtiges Wasser in ein Marmorbecken.

Die Gärten waren ebenfalls sehr groß und obschon zuweilen eiskalte Luftströmungen von den Gebirgen herabkamen, so sah man doch hier die kräftige Vegetation des südlichen Frankreichs. Allerdings wuchsen die Orangen-, Granaten- und Lorbeerrosenbäume nicht im freien Boden, wie sie einige Stunden weiter nach dem mittelländischen Meere zu thaten, wohl aber erlangten diese kostbaren Bäume in den hölzernen Kübeln, welche man in langen schnurgeraden Reihen neben einander setzte und bei dem ersten Froste wieder unter Dach und Fach schaffte, einen in unserem nordischen Klima völlig unbekannten Umfang.

Der Park mit seinen immergrünen Waldbäumen bildete um die Wohnung herum gleichsam einen Gürtel von Smaragden.

Im Parterre des Mittelpavillons, auf der Seite der Gärten, befand sich ein Sommersalon, dessen Pracht

in Saint-Martin und der Umgegend eine große Berühmtheit genoß.

Dieser Salon war vollständig mit rothem Marmor ausgekleidet und große, zwischen den Pfeilern, die sie trugen, angebrachte Spiegelflächen schienen, indem sie sich gegenseitig zurückwarfen, ihm einen unermeßlichen Umfang zu geben.

Schöne Blumen und Waffen, und Jagdtrophäen vervollständigten den Schmuck dieses prachtvollen Gemachs.

Ein großes Thürfenster mit bunten Glasscheiben ging auf die Blumenbeete, wo das Zwitschern der Amseln und Nachtigallen harmonisch zu dem Murmeln der Fontainen stimmte.

In diesem Sommersalon der Bastide Vialard finden wir jetzt, kurz vor der Ankunft der Madame Chervis und Valeriens, mehrere Personen unserer Geschichte wieder.

Auf einem mit Seidenstoff überzogenen Sopha, welches in Anbetracht der Umstände hierher getragen worden, lag Fräulein Emma von Vaublanc. Die Verstauchung war ohne Zweifel keine sehr gefährliche, denn der Arzt hatte, nachdem er den schmerzenden Fuß untersucht, weiter nichts verordnet als Ruhe und Campherumschläge.

Das junge Mädchen hatte, weil sie die Langweile ihres einsamen Zimmers fürchtete, in den Saal transportirt sein wollen, wo die Familie gewöhnlich verweilte, und mochte es nun moralische Kraft oder die Verletzung wirklich nicht sehr schmerzhaft sein, kurz, Emma nahm mit ihrer gewohnten Heiterkeit an der Conversation Theil.

Ihre neben ihr vor einer künstlich gearbeiteten Chiffonniere sitzende Mutter arbeitete an einer Stickerei.

Die Gräfin, welche jetzt den Mantel und Hut abgelegt hatte, die am Morgen einen Theil ihres schönen blonden Haares und ihres hohen Wuchses verborgen hatten, besaß ganz das Aeußere einer noch sehr jungen Frau. Die kluge Stellung, welche sie unter dem Vorwand, daß das helle Licht ihren Augen wehe thue, eingenommen, so daß sie dem Fenster den Rücken zudrehte, trug zu der Illusion bei und hinderte die dicke Schicht von poudre de riz zu sehen, welche den Lilien ihres Teints nachhalf.

Sie arbeitete zerstreut und horchte auf das Geschwätz des Barons von Puysieux, der sich bemühte, die Damen mit jenen in der Welt gebräuchlichen Trivialitäten zu unterhalten.

An dem andern Ende des Salons war eine ganz andere Gruppe sichtbar. Der Ingenieur Gerard untersuchte mittelst einer Lupe zahlreiche Proben von Felsgestein, die, alle sorgfältig mit Etiketten versehen, auf dem Tische lagen.

Er sprach kein Wort, aber dieses Studium nahm ihn nicht so ausschließlich in Anspruch, daß er nicht zuweilen einen verstohlenen Blick nach den Damen und auf den Baron geworfen hätte.

Einige Schritte von ihm entfernt durchlief Herr von Vaublanc, der Herr des Hauses, ein umfangreiches Manuscript, dessen Lectüre auf seiner Stirn ein unzufriedenes Runzeln hervorrief.

Der Graf von Vaublanc zählte jetzt ungefähr fünfzig Jahre, aber sein beinahe weißes Haar, seine von den Geschäftssorgen angegriffenen Züge und auch die Nachlässig-

keit seiner Kleidung konnten an ein weit höheres Alter glauben lassen.

Er war von mittlerer Größe, nicht sehr corpulent und jede seiner Bewegungen verrieth eine fieberhafte Thätigkeit, die auch ganz mit seinem Charakter übereinstimmte. In der That hätte Herr von Vaublanc bei seinem bedeutenden väterlichen Vermögen und der beträchtlichen Mitgift seiner Gemalin sehr gut von seinen Einkünften leben können, sowohl in Paris als auch in dieser abgelegenen Provinz. Die Unruhe seines Charakters aber, das Bedürfniß, eine Rolle zu spielen, der Wunsch, diesen Reichthum, den er nicht zu erwerben gebraucht, noch zu vermehren, hatte ihn seit mehreren Jahren zu gewagten Speculationen getrieben, und er fand hierin die Aufregung, welche seiner verwöhnten Natur, seiner feurigen Einbildungskraft zusagte.

Zum Unglück für ihn waren seine ersten Operationen sehr günstig amsgeschlagen. Er glaubte, das Geschäftsgenie zu besitzen, und voll Vertrauen auf sich selbst überließ er sich seinen unternehmenden Geschmacksrichtungen, die in einem gegebenen Augenblick die verderblichsten Folgen haben konnten.

Wie wir schon gesagt haben, contrastirte sein vernachlässigtes Aeußere mit der Pracht des Salons und mit der kostbaren Toilette seiner Gemalin und seiner Tochter. Er trug eine alte Zwillichjacke, abgenutzte Beinkleider und Pantoffeln. Eine seiner Hände stak in der Tasche, während die andere das Manuscript hielt, welches er im Begriff stand zu durchblättern. Alles an ihm verrieth die Sorglosigkeit oder Zerstreutheit eines vielbeschäftigten

Mannes, welcher die Kleinlichkeiten der Formen für nichts achtet und sich einzig und allein an die ernste Wirklichkeit hält.

Während der Graf und Gerard schweigend arbeiteten, verdoppelte der Baron von Puysieux seine auf Unterhaltung und Amüsement abzweckenden Bemühungen bei den Damen, welche für seine Bemühungen sehr dankbar zu sein schienen.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Baron Absichten auf Fräulein Emma hatte, aber er war zu erfahren, um nicht zu begreifen, wie gefährlich es sei, der Tochter direct und eifrig den Hof zu machen, während die noch junge und schöne Mutter noch nicht gewissen Ansprüchen entsagt hatte.

Deshalb richtete er auch seine Galanterien vorzugsweise an die Gräfin und suchte durch eine geschickte Taktik die Mutter für sich einzunehmen, um desto sicherer bei der Tochter zu reussiren.

Herr von Puysieux behandelte in diesem Augenblick ein Thema, von welchem er wußte, daß es der Einen wie der Andern gleich angenehm sei. Es handelte sich nämlich um eine Reise, welche die Familie Vaublanc im nächstfolgenden Winter nach Paris machen wollte.

»Ich habe mit dem lieben Grafen schon Alles arrangirt,« sagte er zuversichtlich. »Man erlangt von den Ministern nichts, wenn man sie nicht täglich sieht, und Herr von Vaublanc wird seine Geschäfte während eines Aufenthalts von wenigen Wochen in Paris mehr fördern, als er hier in zehn Jahren zu thun im Stande wäre. Ich werde Ihnen Ihr Haus einrichten helfen, ich werde Sie in der

officiellen Welt vorstellen. Der Graf wird nöthig haben, den Leuten ein wenig Sand in die Augen zu streuen, und zu diesem Zwecke muß er ein Haus führen wie ein Generalpächter oder wie ein Lieferant zur Zeit des Kaiserreiches. Nur auf diese Weise gelangt man zu großen Geschäften. Ich hoffe,« setzte er hinzu, indem er sich mit feinem Lächeln zu Emma wendete, »daß Fräulein von Vaublanc bis dahin von ihrer Verletzung vollkommen wieder hergestellt sein wird, um unter den unerschrockensten Pariser Tänzerinnen glänzen zu können.«

»Sie spotten, Herr Baron,« entgegnete Emma mit allerliebster schmollender Miene. »Ich habe aber wirklich Schmerzen.«

»Sie haben Schmerzen?« fragte Puysieux mit so gut erheuchelter Theilnahme, daß die schöne Kranke selbst dadurch getäuscht ward.

»O, es hat gleichwohl nicht allzuviel zu sagen,« entgegnete sie. »Sicherlich werde ich nächsten Winter tanzen können.«

»Aber Herr Baron,« hob die Gräfin an, »Sie, der Sie so gut wissen, was in der Welt Brauch und Sitte ist, sind Sie wirklich der Meinung, daß ich Emma schon jetzt in die Gesellschaft einführen soll? Bedenken Sie wohl, daß sie noch nicht siebzehn Jahre zählt.«

»Achtzehn, liebe Mama,« antwortete Fräulein von Vaublanc. »Nicht ich widerspreche Dir, sondern mein Geburtsschein. Achtzehn, wenn ich richtig zu rechnen verstehe, und in diesem Alter warst Du mit meinem vortrefflichen Vater schon verheiratet.«

»Guter Gott,« sagte die Gräfin, »diese Kleine ist

fürchterlich mit ihren Ursprungscertificaten. Allerdings war ich sehr jung schon verheiratet, ich war selbst nur noch ein Kind.«

»Früher allerdings,« hob Herr von Puysieux mit Zuversicht wieder an, »vermälte eine jede Dame vom Stande sich gleich bei ihrem Austritt aus dem Kloster, in welchem sie erzogen worden, und erschien am Arme ihres Gemals zum ersten Male in der Welt. Die Sitten haben sich aber geändert und selbst in Faubourg Saint-Germain ist man in Bezug auf junge Damen nicht mehr so streng. Bei der Fürstin von C***, wo ich Ihnen den freundlichsten Empfang versprechen kann, wird Fräulein Emma zahlreiche Freundinnen finden, die eben so jung sind als sie, obschon sicherlich in anderer Beziehung keine mit ihr verglichen werden kann. Was mich betrifft,« setzte er sofort hinzu, als ob er sich beeilen müßte, das einen Augenblick zwischen zwei gleichen Kräften zerstörte Gleichgewicht wieder herzustellen, »so sehe ich schon im Geiste das Erstaunen der guten Pariser Gesellschaft, wenn sie erfahren wird, daß die Damen von Vaublanc nicht Schwestern sind. Niemand wird es glauben wollen, und ich bin darauf gefaßt, mehr als einmal zum Zeugen aufgerufen zu werden.«

Die Gräfin und ihre Tochter schienen beide Vergnügen daran zu finden, diese geschickt berechneten Fadheiten anzuhören. Emma lächelte, während ihre Mutter mit gezierter Miene antwortete:

»Sie schmeicheln uns, Herr Baron. Ich bin kein Kind mehr, und Emma ist noch keine Frau, was Sie auch sagen mögen. Ich muß jedoch gestehen, daß die Annäherung

des Tages, wo wir für eine ganze Saison nach Paris übersiedeln werden, mir einen gewissen Schrecken einflößt. Bis jetzt hat, wie Sie wissen, nur mein Gemal zuweilen längere Zeit in der Hauptstadt verweilt. Meine Tochter und ich dagegen sind nur einige Male ganz en passant dortgewesen. Welchen Empfang werden die armen Bewohner der Provinz bei jener gewählten Gesellschaft finden, von welcher Sie sprechen?«

»Ich prophezeie Ihnen im Gegentheil den außerordentlichsten Erfolg. Anmuth, Geist und Schönheit sind überall zu Hause, nur schätzt man in Paris diese Eigenschaften noch höher als anderwärts. Die Huldigungen, welche Sie dort erwarten, werden einen ganz andern Werth haben als die, an welche Sie in dieser Provinz gewöhnt sind, in welche sich nur selten ein echter Mann von Welt verirrt. Sie werden dort von allen Notabilitäten der Administration, des Reichthums und der Intelligenz umringt sein. Sie werden mit einem Worte,« setzte er in verächtlichem Tone und indem er die Stimme senkte, hinzu, »jener Departementsnotabilitäten, jener Größen der Unterpräfectur überhoben sein, deren Nichtigkeit und gemeine Manieren Sie sicherlich oft verletzt haben, obschon Sie bemüht gewesen sind, sie muthig und resignirt zu ertragen.«

Diese verletzenden Anspielungen waren augenscheinlich auf Herrn Gerard gemünzt, und Emma konnte nicht umhin, ein wenig verdrießlich zu sagen:

»Ach, Herr Baron, Sie sind sehr streng gegen unsere Freunde.«

»Man muß sich mit dem zu begnügen wissen, was man hat,« entgegnete die Gräfin.

»Vielleicht; aber gewisse Freundschaften sind zu kostbar, als daß man sie an den Ersten Besten wegwerfen dürfte. — Verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit, meine Damen,« fuhr der Baron fort, »aber ich kann mich nicht genug über die außerordentliche Wichtigkeit wundern, welche man außerhalb Paris auch dem unbedeutendsten Beamten beilegt. In Paris begegnen Sie in den Salons, an den Versammlungsorten, in den Straßen, überall den vornehmsten Personen, den höchsten Beamten, Officieren vom ersten Range. Aber Niemand achtet auf sie, sie verschmelzen sich mit der Menge und stehen mit derselben auf einem und demselben Niveau. Hier dagegen findet der geringste Beamte eben in seiner Vereinzelung einen eigenthümlichen Werth. Der obscurste Federfuchser ist eine Macht, der untergeordnetste Expedient eine Autorität, das unerheblichste öffentliche Amt gibt ein Recht auf Respect. Ein Mensch, der höchstens dazu taugt, Kieselhaufen auf einer königlichen Landstraße zu besichtigen, titulirt sich Herr Ingenieur und wird in den besten Häusern empfangen. Glaubte nicht soeben erst Fräulein Emma sich in Höflichkeiten gegen die schwarzgekleidete Dame erschöpfen zu müssen, welcher wir in der Allee begegneten, weil diese Dame, wie ich höre, die Postmeisterin des benachbarten Dorfes ist?«

Mutter und Tochter schienen, geblendet durch die vollkommene Kenntniß der Welt, welche der Baron von Puysieux sich beimaß, durch seine Kritiken ein wenig verlegen gemacht zu werden.

Die Gräfin hob wieder an:

»Aber wie soll man es denn machen, wenn man

nicht geradezu gar Niemanden empfangen will? Ich glaubte, Sie wären früher selbst öffentlicher Beamter in der Provinz gewesen, Herr Baron?«

»Allerdings, Madame, bekleidete ich einmal ein gewisses Amt in der Bretagne. Es war dies eine meiner Jugendsünden, dies gestehe ich. Mein Irrthum war aber von kurzer Dauer. Ich gab sehr bald meine Entlassung, um meine theure Unabhängigkeit wiederzugewinnen und mich wieder in unserer glänzenden Pariser Sonne zu wärmen. Seit jener Zeit hat keine Aufforderung mich zu bewegen vermocht, noch einmal meine kostbare Muße zu opfern und böte man selbst mir eine Präfectur an —«

»Aber dennoch,« unterbrach ihn die Gräfin, »sind Sie in den Niederalpen, und wir hoffen, daß Sie einen Theil des Sommers hier verweilen werden.«

»Ach, das ist etwas ganz Anderes!« entgegnete der Baron mit einem Blick und einem Seufzer, welche mehr sagten als eine lange Rede.

Dabei war dieser Seufzer und dieser Blick so geschickt eingerichtet, daß ihn die Mutter eben so gut auf sich beziehen konnte als die Tochter.

Emma hob in ihrem kindisch-entschlossenen Tone wieder an:

»Wie groß auch Ihre Geringschätzung der Provinzial beamten sein möge, Herr Baron, so bitte ich Sie doch sich nachsichtig in Bezug auf die zu zeigen, welche Sie vielleicht hier begegnen. Es gibt deren, welche wir hochachten und welche unsere ganze Zuneigung verdienen — nicht wahr, liebe Mutter?«

Die Gräfin machte zerstreut eine Geberde der Zustimmung.

»Was die neue Postmeisterin betrifft,« fuhr Emma fort, »so werden Sie, wenn sie hierherkommen sollte — und sie wird herkommen, davon bin ich überzeugt — hoffentlich nicht vergessen, daß sie mir diesen Morgen das Leben gerettet hat, oder doch beinahe, und daß ihr deswegen ein Recht auf meine Dankbarkeit zusteht.«

»Und auf die meinige eben so wie auf die irgend Jemandes,« entgegnete der Baron mit Wärme, »obschon vielleicht Ihre Güte die Dienste dieser Dame etwas zu hoch anschlägt. Kurz, wenn Fräulein von Vaublanc es verlangt —«

»Diesen Morgen, mein Herr,« sagte die Gräfin, indem sie sich in ihrer Arbeit unterbrach, »hätte man glauben können, daß Sie schon zu unserer neuen Postmeisterin in irgend einer Beziehung gestanden hätten.«

»Allerdings brachte mich eine eigenthümliche Aehnlichkeit anfangs auf den Gedanken, daß — doch bald überzeugte ich mich von meinem Irrthum. Mit der Briefpost habe ich, so viel ich weiß, niemals in persönlichen Beziehungen gestanden.«

Vielleicht hätte man Puysieux noch weiter über die unbekannte Dame ausgefragt, deren Aehnlichkeit mit Madame Arnaud ihn stutzig gemacht, als eine Conversation, welche anfangs leise zwischen dem Grafen und Gerard am andern Ende des Zimmers geführt worden, allmälig lauter ward und zuletzt die allgemeine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahm.

Man erinnert sich, daß Herr von Vaublanc, durch

seine Speculationswuth getrieben, sich bei dem Unternehmen in Bezug auf den Durchstich eines Berges betheiligt hatte, durch welchen hindurch eine Eisenbahn führen sollte. Um den jungen Ingenieur hierüber zu Rathe zu ziehen, hatte der Graf diesen nach der Bastide Vialard berufen, und die Steinproben, welche Gerard untersuchte, rührten von Bohrversuchen her, die man auf dem Terrain vorgenommen, durch welches der schon in Angriff genommene Tunnel hindurchgebrochen werden mußte.

Gerard war mit seiner Untersuchung fertig und hatte mit dem Ausdruck der Entmuthigung das letzte Stück Gestein von sich geworfen. Der Graf fragte ihn mit einer Miene, welche das große Interesse verrieth, das er an dieser Frage nahm:

»Nun, was meinen Sie dazu, Gerard? Berühren wir endlich das Ende dieser verwünschten Masse, welche den Arbeitern so viel Mühe macht und uns so viel Unkosten verursacht?«

»Ich wage nicht, es zu versichern,« entgegnete der Ingenieur niedergeschlagen. »Ich bedauere sehr, daß Sie sich in diese Angelegenheit eingelassen haben.«

»Wie,« sagte der Graf erbleichend, »beweisen diese Steinproben nicht, daß wir bald auf ein weniger Widerstand leistendes Terrain stoßen?«

»Diese Proben sind in einer Tiefe von höchstens dreißig bis vierzig Meter unter der Bodenfläche gebrochen worden. Sie beweisen daher nichts gegen jene Granitmasse, welche man den Kern des Gebirges nennen könnte und welche so furchtbare Schwierigkeiten entgegenstellt. Nach meiner Meinung wird der Felsen, so wie sie sich der

Mitte nähern, immer härter und sie sind noch nicht bis dahin.«

»Härter!« wiederholte Herr von Vaublanc mit einem gewissen Grade von Zorn. »Und wie könnte er noch härter werden? Die bestgestählten Werkzeuge zerbrechen daran. Fünfzig Arbeiter bringen in vierundzwanzig Stunden das Werk nur um einige Centimeter vorwärts. Selbst das Sprengen führt zu keinem Resultat mehr; das Pulver verbrennt wie eine Rakete, ohne einen Knall hervorzubringen, und ohne diesen verwünschten Felsen zu zerreißen. Es ist Porphyr, es ist Diamant — keine menschliche Kraft vermag etwas dagegen auszurichten.«

Der Graf sprach sich mit einer gewissen Verzweiflung aus. Es dauerte nicht lange, so fuhr er fort:

»Unglücklicherweise, Gerard, wird Ihre Meinung hier durch den Bericht bestätigt, in welchem man die Schwierigkeiten der Operation aufzählt. Dieser Dummkopf von Fortin, der Unternehmer, mit welchem ich mich associirt habe, hat auch nicht die mindeste Voraussicht gebraucht. Aus Furcht, daß der Bau des Tunnels einem Andern zugesprochen werde, hat er sich sofort zu dem niedrigsten Satze erboten. Er hat schon die enormen Summen, die ich ihm vorgeschossen und die von der Regierung vorgeschossen worden sind, verschlungen und noch sind wir nicht bis zur Hälfte des Werkes. Man verlangt abermals Geld von mir, indem man die Arbeit liegen zu lassen droht. Wenn das so fortgeht, so setze ich mein ganzes Vermögen dabei zu.«

Diese letzteren Worte wurden so leise gesprochen, daß der Ingenieur sie mehr errieth als hörte.

*

»Mein lieber Herr von Vaublanc,« antwortete Gerard, »verlieren Sie deswegen den Muth nicht, ich irre mich vielleicht. Uebrigens muß es auch ein Mittel geben, um Sie dieser ruinösen Verbindlichkeiten zu entziehen. Wenn Sie damit einverstanden sind, so will ich mit dem Präfecten sprechen und sehen, ob —«

»Aber,« sagte der Graf mit Bitterkeit, »hieße das nicht mein Mißgeschick, Fortin's Unwissenheit und meine eigene Dummheit in die Oeffentlichkeit bringen? Wird es nicht besser sein, Gerard, wenn wir die Sache ihren Gang gehen lassen, und lieber anderseits eine Ausgleichung herbeizuführen suchen? Wenn ich die Concession der Eisenbahn über die Corniche erhielte, so könnte ich dieses theilweise Mißgeschick mit leichter Mühe wieder gut machen. Meine Gesellschaft ist schon fertig und es sind schon mehr als hundert Millionen gezeichnet. Die Vortheile, welche ich mir als Director vorbehielte, würden nicht blos die durch den Bau dieses verwünschten Tunnels verursachten Verluste decken, sondern auch mein Vermögen verdreifachen. Können Sie mir nicht behilflich sein, diese Concession zu erlangen? Sie haben Bekannte und Freunde unter den betreffenden Notabilitäten und würden sich für keinen Undankbaren verwenden.«

»Ach, mein bester Herr Graf, so hohe administrative Begünstigungen, die übrigens unbeugsamen Regeln unterworfen sind, werden in einer Sphäre gewährt, die hoch über der meinigen steht, und es kommt mir nicht zu, mit einem Ansehen zu prahlen, welches ich nicht besitze.«

»Wirklich? Aber dennoch hatte ich gehofft. Zum Glück bin ich nicht so ganz entblößt von Freunden. Mehrere

Pairs von Frankreich und mehrere einflußreiche Deputirte haben mich um Actien angegangen und wirken energisch für das Gedeihen des Unternehmens. Anderseits wird auch Puysieux uns einigen Vorschub leisten können. Er wird uns mächtige Protectionen in Paris verschaffen, sobald der Augenblick da ist, der Wagschale den Ausschlag zu unseren Gunsten geben. Dennoch aber muß er sich beeilen, denn dieser Tunnel fängt an mich auf grausame Weise zu beunruhigen. Nun, Puysieux,« setzte er die Stimme erhebend hinzu, »haben Sie heute Morgen Nachrichten erhalten?«

Der Baron drehte sich halb herum und antwortete dann nachlässig:

»Noch nicht, mein lieber Vaublanc. Ich weiß nicht, was man dort macht, aber die Abwesenden haben stets Unrecht, wissen Sie.«

»Aber Sie haben doch nicht versäumt zu schreiben, wie Sie mir versprochen hatten?« fragte der Graf, indem er sich dem Baron näherte, während Gerard ihm folgte.

»Nein, nein. Erst vor drei Tagen habe ich an den kleinen Chaville, den Secretär und die rechte Hand des Ministers, einen sehr dringenden Brief geschrieben. Chaville ist ein Universitätsfreund von mir und wenn er uns nicht gut dient, soll er sehen! Was den Herzog von C*** betrifft, dessen Einfluß in der Kammer so groß ist, so ist er unser und wird für uns auftreten, sobald wir wollen. Ich stehe für ihn wie für mich selbst.«

»Sehr schön!« antwortete Herr von Vaublanc, indem er sich die Hände rieb. »Die Zeit zur Concessionsertheilung

der Eisenbahn über die Corniche ist aber noch fern. Baron, wäre es nicht möglich, sie ein wenig zu beschleunigen?«

»Nun, da dürfte man nur zwei Worte gegen Chaville fallen lassen, und wenn Ihnen durchaus daran liegt —«

»Aber, guter Gott, meine Herren,« unterbrach die Gräfin; »wissen Sie denn keine weniger langweiligen Themata für die Conversation zu finden? Actien, Eisenbahnen, Arbeiten, Unternehmungen, sind das wohl passende Gegenstände für meine Tochter und für mich?«

»Und noch dazu während ich leidend bin!« sagte Emma in klagendem Tone.

»O,« entgegnete Herr von Vaublanc, indem er sich zu lächeln zwang, »diese Fragen sind weit wichtiger, als Ihr glaubt, selbst für Euch. Wie könnten die Frauen von Spitzen, Kaschemirshwals und Schmucksachen sprechen wenn die Männer oder die Väter nicht zuweilen von Renten, Revenuen, Unternehmungen und Geld sprächen?«

»Die Damen,« sagte der Baron, »werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich bin es nicht, der zuerst die Conversation auf ein Gebiet geleitet hat, welches ihnen mißfällt. Es gibt aber Einflüsse, die, so zu sagen, verderblich sind. Sie drängen dem widerstrebendsten Munde die prosaischen Worte Planirung, Abtragung, Durchstich und dergleichen auf. Vor drei Tagen dagegen ward in der Bastide Vialard von nichts gesprochen als von schönen Künsten, von Literatur, von Concerten und von Theater.«

Diese feindselige Anspielung rief auf dem sanften und ruhigen Gesichte des jungen Ingenieurs eine lebhafte Röthe hervor.

»Ich bin es ohne Zweifel,« sagte Gerard, kaum noch

an sich haltend, »dem Herr von Puysieux diese verhaßte Rolle des Friedensstörers beimißt. Nichtsdestoweniger könnte ich ihm antworten, daß Planirungen und Durchstiche wenigstens Wirklichkeiten sind, während gewisse glänzende Projecte und kühne Versprechungen augenscheinlich in das Bereich der Chimäre gehören.«

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?« rief Puysieux, indem er sich emporrichtete.

»Nichts Anderes, als was ich sage, nur bitte ich meinen würdigen Freund, Herrn vou Vaublanc, meine Worte nicht zu vergessen.«

»Herr Gerard, ich muß Sie ersuchen —«

»Ihr habt Beide Unrecht, junge Leute!« unterbrach der Graf im Tone der Autorität. »Sie, Puysieux, wissen recht wohl, daß man hier vollauf Grund hat, um von Arbeiten und von Materialien zu sprechen, in Gerards Gegenwart sowohl wie in seiner Abwesenheit. Was dagegen Sie betrifft, Gerard, so kommt es Ihnen nicht zu, ohne Beweggrund das Ansehen und den Einfluß des Herrn von Puysieux — einen Einfluß, den ich bedarf und auf den ich rechne — in Zweifel zu ziehen. — Also, meine Herren, das sind Kindereien und aus Rücksicht für mich werden Sie diesen Gegenstand fallen lassen.«

Beide versicherten, daß die Sache beigelegt sein solle, die flammende Röthe ihrer Wangen aber und ihre funkelnden Blicke ließen keinen Zweifel über den Zorn, der ihre Seelen erfüllte.

Die Gräfin schien die Wichtigkeit der Rivalität, welche zwischen ihren Gästen bestand, nicht recht zu begreifen und beschäftigte sich zerstreut mit ihrer Stickerei.

Emma aber war bleich und zitterte. Sie schaute bald Puysieux, bald Gerard an und murmelte mit erstickter Stimme:

»Ach, meine Herren, meine Herren, wie können Sie mich so erschrecken!«

Ein peinliches Schweigen herrschte in dem Salon, als ein Diener eintrat und meldete, daß die beiden Postmeisterinnen von Saint-Martin Herrn von Vaublanc und seine Damen zu sehen wünschten.

Die Anmeldung dieses Besuchs ward bei der Befangenheit, welche sich aller Anwesenden bemächtigt hatte, gut aufgenommen.

Emma aber zeigte sich ganz besonders zufrieden. Mit außerordentlicher Beweglichkeit von einem Gefühle zum andern übergehend, richtete sie sich, ohne an ihre Schmerzen zu denken, empor, und sagte in die Hände klatschend:

»Ah, ich wußte wohl, daß sie kommen würde!«

Die Gräfin zuckte die Achseln.

»Aber, mein Kind,« sagte sie, »bist Du denn ganz vernarrt in diese Frau?«

»Was willst Du, Mama?« antwortete Emma naiv. »Sie gefällt mir — und übrigens, weißt Du nicht mehr, daß sie mir das Leben gerettet hat?«

In diesem Augenblicke traten Madame Chervis und Madame Arnaud in den Salon.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Berthet, Élie,

Die Postmeisterin Eine Erzählung aus der neuern Zeit. Von Elie Berthet.
Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 1

Pest 1862